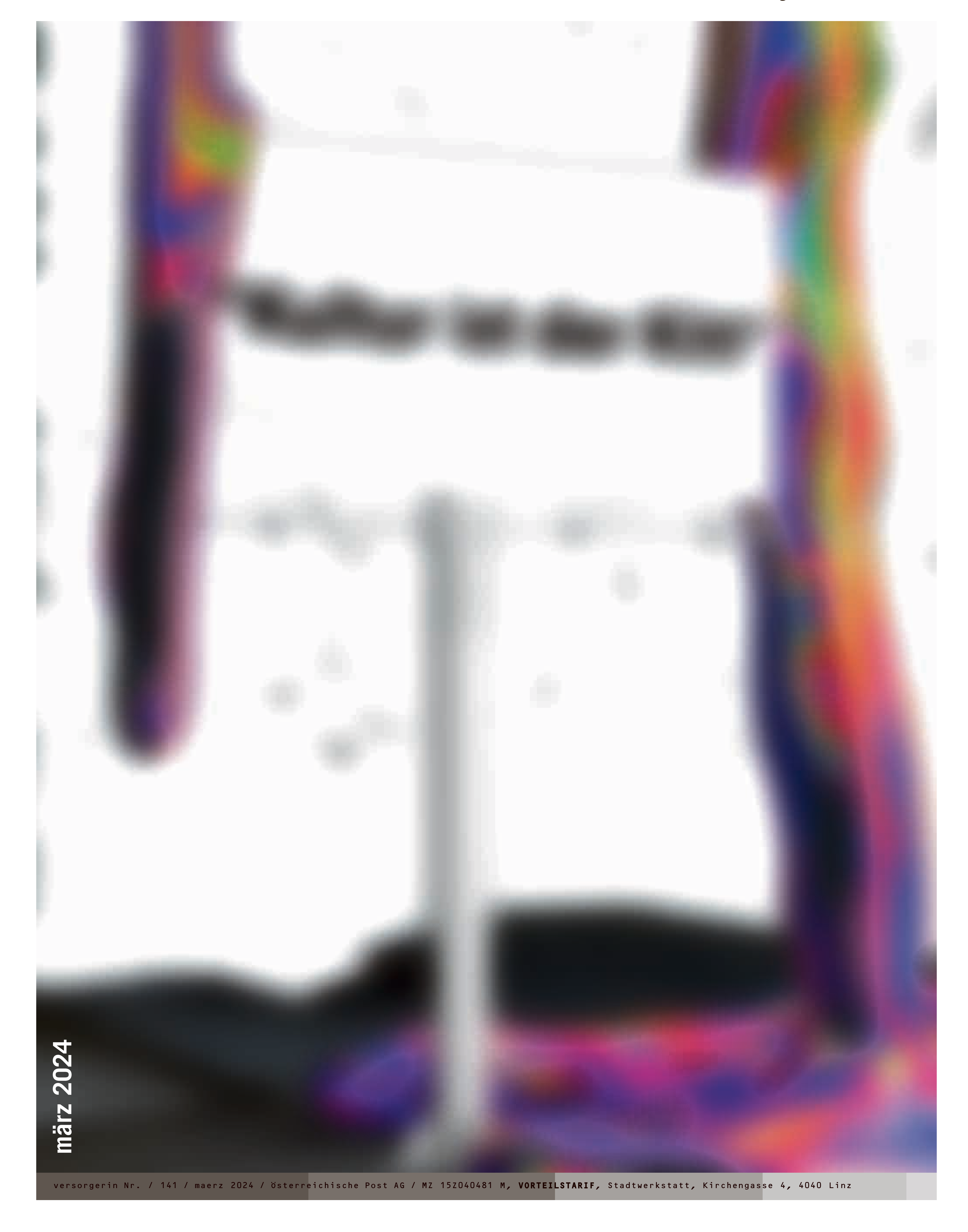
VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) *# 0141*



versorgerin Nr. / 141 / maerz 2024 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF,** Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

Er rührte an den Schlaf der Welt
(Text/Musik: Johannes R. Becher/Hanns Eisler, »Der an den Schlaf der Welt rührt – Lenin«, 1929/1953)

Home is where the sleep is free
(Text/Musik: The Capitol City Dusters, »Rock Creek Park«, 2002)

Wohin man schaut, gehen Rücke durch Länder – meist nach rechts, was Widerstand hervorruft, wenn dabei zu plakativ vorgegangen wird (dazu haben sich sowohl *Svenna Triebler* als auch *Paul Schuberth* Gedanken gemacht). Andere proben den Aufstand, wenn sie ihre Scholle (und teilweise auch ihr »Volk«) durch Umweltschutzmaßnahmen bedroht sehen (*Roland Röder* widmet seine Kolumne den derzeitigen Bauernprotesten) und wieder andere haben zwar kein generelles Problem mit Staaten, aber ein großes, wenn es um Israel geht. Antisemitismus ist – vor allem in seiner »israelkritischen« Gewandung – nach wie vor ein Massenphänomen (*Salya Föhr* zeichnet ein erschreckendes Gesamtbild), trifft (und traf) zum Glück aber auch auf Opposition (*Matheus Hagedorny* bespricht das aktuelle Buch von Olaf Kistenmacher, in dem dieser die Tradition kommunistischer und anarchistischer Antisemitismus-Kritik freilegt).
Während die Tatsache, dass Menschen auf die Straße gehen, also nicht *per se* begrüßenswert ist oder gar fundamental über die schlechte Realität hinausweist, gibt es mit der Kunst einen Ort, an dem Besseres zumindest denkbar ist (siehe den Text von *Mikkel Bolt Rasmussen* zum Verhältnis von Kunst und Revolution anhand historischer Avantgarde-Bewegungen). Die Kehrseite einer Politisierung von Kunst und Kultur ist wiederum, dass sie in eine Kulturalisierung der Politik kippt, in der Kultur zum affirmativen Kitt wird (eine Gruppe hat dazu im Leipziger Conne Island eine Diskussionsreihe veranstaltet und diese für uns resümiert).
Generell ist nicht ratsam, Kultur(en) zu überhöhen (*Richard Schuberth* plädiert im abschließenden Teil seiner Serie zu Spielarten des Orientalismus für »multidirektionale« Respektlosigkeit), aber auch eine Vergötzung des scheinbaren Gegenpols »Natur« ist voller Übelstände und Haken (wie Goethe es damit hielt, analysiert *Magnus Klaue*). Die Natur schert allerdings nicht, was Menschen von ihr denken, weshalb auch die Donau unbeeindruckt fließt – sofern man sie lässt (*Franz Xaver* dialogisiert anlässlich der Lentos-Ausstellung *Donau:Insel* mit Herwig Turk, einem der Ausstellungsmacher). Vielleicht ist strategischer Nihilismus ein Ausweg, der sich der Frage »Kann das weg?« bedient – womit wir beim Stadtwerkstatt-Jahresclaim 2024 »kann weg« wären (mehr dazu in dieser Ausgabe). Bevor wir *Alles* verschwinden lassen, gibt es jedenfalls noch *Einiges* zu entdecken (die Bücher von Alba de Céspedes etwa, die *Robin Becker* vorstellt oder das Trio Breuer/Kern/Audiobomber, das *Didi Bruckmayr* porträtiert – maybe he even saw them crying backstage). Mitgliedern von servus.at sei auch Re:ARDC ans Herz gelegt (siehe den Beitrag dazu von *Vinzenz Landl*).

Anregende Lektüre und baldigen »Volkstod« wünscht
die Redaktion

Journalistischer Katechismus

Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Il Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Fünftes Hauptstück:
Von journalistischen Andachts-Übungen

Worin bestehen die Andachts-Übungen?

Darin, daß man die journalistischen Kräfte ordentlich und beständig auf Andacht erregende Gegenstände richtet.

Gibt es viele dergleichen Übungen?

Es gibt derer so viele, als es verschiedene Gegenstände gibt, durch deren Betrachtung die Seele sich journalistisch beschäftigen kann. Die vorzüglichsten zielen auf die Chefredaktion; es sind aber auch andere, die auf den Mutterkonzern, auf den Engel des Journalismus und die übrigen Heiligen (das Publikum) sich beziehen, gut und nützlich.

Mit welchen Übungen ehren wir die Chefredaktion?

Gleich der hängenden Blauzeder beugen wir unser Haupt vor der Hauptschriftleitung, schütteln aber unseren Geist zugleich in seligem Taumel wie die Zitterpappel ihre Blätter im Sturm!

Welche Andachtsübungen kann man zur Ehre des seligen Mutterkonzerns verrichten?

Je nach Erscheinungsort können Votivgaben über die VG Wort (Deutschland) in Form der *Verlagsbeteiligung* (verpflichtend, 30 - 33,3%) oder die Literar Mechana (Österreich) als *Verlagsanteil* (zustimmungspflichtig, variabel) entrichtet werden.



Welche Andachtsübungen sind zur Verehrung der heiligen Engel anzurathen?

Es gibt eine Bildserie von Manfred Deix, die mit »Erfreuliches aus der Zeitungsbranche, Teil 1« übertitelt ist. Ein Mann ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich über etwas zu erheben, worauf er stiert. Seine Sonnenbrille schwitzt miasmatisch unverdaute Sonnenstrahlen aus und seiner Oberlippe entwächst ein verderbtes Grinsen, welches über einem weinroten Sakko thront, dessen Schulterpolster es aufspannen, als verbärgen sie Schwingen. Der Engel des Journalismus muß so aussehen. Er hat das Antlitz in die ewige Wiederkehr des Neuen vergraben. Wo eine Konstellation miteinander vermittelter Katastrophen vor uns erscheint, sieht er eine Kette vereinzelter Medienwaren, die unablässig eine endlose Fortsetzungsgeschichte weben. Er möchte wohl verweilen und den Story-Trümmern noch den letzten Neuigkeitswert auspressen. Aber da bläst ihm schon ein neuer Sturm von *Breaking News* ins Gesicht, der seine Zahnparade noch ausladender marschieren lässt, sodass der Engel des Journalismus seine Pressluke nicht mehr schließen kann. Das Meldungs-Bombardement fixiert ihn – den News-Jockey, der selbst geritten wird – unaufhaltsam im trüben Schlick des Bestehenden, dem er ins Rapportloch kriecht, während die *bounce rate* über ihm in den Himmel wächst. Das, was wir *Medien* nennen, ist dieser Sturm.[1]

Welche Andachtsübungen sollen wir zur Verehrung des heiligen Publikums vornehmen?

Obwohl zuletzt angeführt: Geize nicht mit Spundus vor dem Publikum! Wenn du es richtig machst, ist es *putty in **your** hand and **their** fingers do the work in the click-yard of the lord*. Du musst dich schlechthin entscheiden, ob du es auf die Themen selbst anlegst, oder darauf, wie du dich zu ihnen verhältst. Im letzteren Fall garantieren *hot takes* – egal wozu – deiner Person Aufmerksamkeit. Dies ist der opportune Ansatz für meinungsstarke Charaktere oder solche, denen der Zug zur Politikberatung durch die Adern rast. Doch Vorsicht: Er bringt dich in die Schusslinie und macht dich zur Reizfigur (damit aber auch zum asset mit mannigfaltigen Karriereoptionen). Sicherer ist dagegen, hinter die Themen zurückzutreten, dafür aber *hot topics* zu fokussieren. Als Verfechterin des *Fourth Estate*, als *Aufdeckerjournalistin* fällt genügend Ruhm auf dich zurück – du wirkst aber seriöser und bist weniger *disgrazed gonzo* als distinguished pundit.

In beiden Fällen branden die Emotionen und lassen die Küsten der Medienlandschaft unter ihren Brechern erzittern. Diese müssen aber auf das richtige Ziel gebündelt werden: Im Straßenverkehr mag es angeraten sein, anstelle des entgegenkommenden Objekts den Fluchtpunkt anzuvisieren, um eine Kollision zu vermeiden – denn wer das Hindernis fixiert, steuert auf es zu. Journalismus dagegen hat zuvorderst vom gebannten Blick des Rehs in die Scheinwerfer zu leben, bzw. von dem des Kaninchens auf die Schlange. Aber andererseits auch von denen, die die Schlange zum Wappentier (bzw. »Volkskanzler«) machen wollen. Beide Gruppen bauen ihr Leben um dieses Wesen und wollen alles über es hören und lesen. *Muss man sich vor der Schlange fürchten? Wer macht der Schlange ihr Habitat streitig? Wer will es mit ihr teilen – und wer nicht? Was halten die Schlangengefolgsleute von denen, die mit der Schlange nichts zu tun haben wollen? Fühlen sie sich ausgegrenzt?* Soviel Aufmerksamkeit gibt es so zu erlangen: *Flood the zone with fear!* Garstig bringt Gerstl und wer genügend aufganselt, kann sich flugs auf Daunen betten.

Aufgabe der Kritik

Aber ist nicht das gezielte Melken von Emotionen (und Schlangengift) unvereinbar mit dem Anspruch, *zu berichten, was ist?* Nicht zwingend: Die Auswahl, dessen *was ist*, kann durchaus deckungsgleich damit sein, was den Thermostat des Publikums in die Höhe treibt. Ob sie das umfasst, was das Publikum *wissen sollte?* Das kann nur beantworten, wer sich dem Verdacht preisgeben möchte, totalitäre Entscheidungen zu treffen. Einen Ausweg aus dem Dilemma bieten meta-mediale Manöver (auch bekannt als *Profil-Neurosen*): Man hilft dem aktuellen Posterchild des organisierten Rechtsradikalismus, indem man es aufs Cover packt und auf den Seiten dazwischen reuig darüber räsoniert, ob man sich damit zu dessen willfährigem Werkzeug macht. Das klingt strapaziöser, als es ist: Es muss lediglich die Floskel bemüht werden, wonach es auf die »kritische Absicht« ankommt. Aber ist *Kritik* denn journalistische Aufgabe?

Ja natürlich! Sie wird bereits durch akkurate Darstellung erfüllt – dann werden die Schurken entlarvt, das Publikum erwacht aus der Unmündigkeit und der Nachspann läuft ab. Oder doch nicht? Was, wenn korrekte Berichterstattung nicht ausreicht und der Plebs weiterhin den eigenen Untergang in Kauf nimmt, solange der Pöbel unter ihm früher über die Klippen geht?

Dann ist geboten, durch penetrante Fragen und Kommentare *kritische Haltung* zu markieren: Kritik wird schließlich allseits eingefordert und umso mehr beschworen, je wirkungsloser sie gesellschaftlich ist. Die gute Nachricht: Die Unterscheidung zwischen Läster- und Mietmaul ist obsolet, wenn das Publikum passende Schlagworte herausgreift und damit digitale Faschismus-Maschinen füttert, in denen das passiert, was früher *politische Meinungsbildung* hieß (und bereits dazumal primär Resultat von *peer pressure* war). Die schlechte Nachricht: Das Problem löst sich insofern, als Medien – *ceteris paribus* – von Geil-o-maten in Appform überrollt werden; unabhängig davon, ob sie deren Funktionsweisen übernehmen, oder nicht.

Bonus-Sentenz

Ab einem gewissen Grad gesellschaftlicher Verblendung ist nicht auszuschließen: Wer die Geschichte nicht kennt, kommt gar nicht auf die Idee, sie zu wiederholen.

Das kommende Sechste Hauptstück handelt vom vollkommenen journalistischen Leben.

---

[1] Respektvolle Nachahmung oder dreiste Imitation? Das zu beurteilen liegt im Schoß der Götter (Homer, zit. nach Zierpolster-Stickerei).

Back to the Roots?

Die verwilderte Form des Neoliberalismus, die derzeit in Argentinien wütet, erinnert *Tomasz Konicz* an dessen brutale Durchsetzungsgeschichte.

Javier Gerardo Milei, Argentiniens neuer rechtslibertärer Präsident, scheint wild entschlossen, die tiefe sozioökonomische Krise seines Landes voll auszunutzen. Mittels der üblichen neoliberalen Schocktaktik, mit der in Krisenzeiten immer wieder Sozialkahlschlag, Deregulierung und Privatisierung durchgepeitscht wurden, erließ Milei wenige Wochen nach der Amtseinführung ein Präsidialdekret, das rund 300 bestehende Gesetze und Regelungen tangierte. Kurz darauf folgte ein gigantisches »Reformpaket«, in dem mehr als 600 Kürzungs-, Deregulierungs- und Privatisierungsmaßnahmen enthalten sind. Diese Gesetzesflut hat laut der Financial Times (FT) vor allem das Ziel, den Widerstand in Parlament und Senat, wo die Anhänger des Präsidenten in der Minderheit sind, zu paralysieren. Die Strategie des selbst ernannten »Anarchokapitalisten« im Präsidentenamt bestehe darin, »möglichst viel an die Wand zu schmeißen, damit etwas davon hängen bleibt«, so die FT wörtlich. Tatsächlich muss Milei möglichst viele Maßnahmen durchpeitschen, solange der abgewirtschaftete Linksperonismus glaubhaft für die Misere Argentiniens verantwortlich gemacht werden kann. Die Protestmüdigkeit, die Krisenerschöpfung der Bevölkerung eröffnen dem Präsidenten ein gewisses Zeitfenster.

Die Schocktaktik Mileis weist einerseits die vertrauten Züge neoliberaler »Reformen« auf, wie sie in den vergangenen vier Dekaden immer wieder in Reaktion auf Krisenschübe in der Peripherie oder Semiperipherie des Weltsystems mit zumeist verheerenden sozialen Folgen von IWF und Weltbank implementiert wurden – nur, dass sie diesmal am Rio de la Plata ins Extrem getrieben werden sollen. Den Startschuss lieferte die Entwertung der argentinischen Währung, des Peso, um mehr als 50 Prozent gegenüber der Welt-Leitwährung Dollar, was einem Wertverlust im selben Umfang für alle Argentinier gleichkommt, die über keine Immobilien oder Produktionsmittel verfügen. Es folgten radikale Kürzungen der Subventionen für Benzin und Transport, die Auflösung von rund der Hälfte aller Ministerien, sowie hunderte von »Deregulierungsmaßnahmen«: Die Rechte von Lohnabhängigen wurden massiv beschnitten, der Gesundheitssektor, die Pharmawirtschaft, der Tourismus und der Markt für Mietwohnungen wurden dereguliert. Zudem wurde der rechtliche Status von Staatsunternehmen modifiziert, um ihre Privatisierung zu ermöglichen. Die Finanztransfers des Staates an die Provinzen sollen »auf ein Minimum« reduziert, während alle öffentlichen Beschäftigungsmaßnahmen gänzlich eingestellt werden.

Als Ausgleichsmaßnahme, um das nackte Überleben der 40 Prozent der Bevölkerung Argentiniens zu gewährleisten, die in Armut vegetieren, soll der Wert der staatlichen Essensmarken um 50 Prozent steigen. Bei einer jährlichen Inflationsrate von mehr als 250 Prozent im Januar 2024 ist dies aber nur eine kurzfristige Maßnahme, da Milei zugleich die Mittel des größten Sozialprogramms Argentiniens auf dem Niveau von 2023 einfrieren ließ. Dabei haben auch die Subventionsstreichungen zum Preisauftrieb beigetragen – im Januar fungierten die Transportkosten als einer der größten Preistreiber. Der einzige substanzielle Rückzieher des Präsidenten besteht in der Verschiebung der »Dollarisierung« Argentiniens, die laut Milei nur einen »letzten Schritt« bei der Implementierung breiter Finanzreformen darstellen solle. Dennoch sprach der peronistische Gouverneur der Provinz Buenos Aires, Axel Kicillof, von einem Ausverkauf Argentiniens durch den »Anarchokapitalisten« im Präsidentenamt. Milei wolle »alles privatisieren, alles deregulieren, die Rechte der Arbeiter zerstören und ganze Sektoren der Produktion auslöschen«, wobei der rechtslibertäre Präsident zugleich »die Gewaltenteilung ignoriere« und seinen Kurs mittels Notverordnungen durchsetzen wolle, so Kicillof.



Milei Massacre

Tatsächlich wird die extrem neoliberale Agenda Mileis auch durch antidemokratische, reaktionäre und autoritäre Komponenten flankiert, wie sie bislang eher von rechtspopulistischen oder ordinär faschistischen Bewegungen propagiert worden sind. Der ökonomische Turbo-Neoliberalismus am Rio de la Plata scheint mit einer rasch ablaufenden Faschisierung einherzugehen. Bei der Drohung des Präsidenten, die progressive argentinische Abtreibungsgesetzgebung zu verschärfen, könnte es sich noch um einen taktischen Schachzug handeln, um den Widerstand der katholischen Kirche gegen seinen sozial desaströsen Kurs aufzuweichen. Papst Franziskus, ein Argentinier, warnte kurz nach dem Wahlsieg Mileis vor »radikalem Individualismus«, nachdem der Anarchokapitalist diesen im Wahlkampf als einen »Schwachkopf« beschimpft hatte, der »soziale Gerechtigkeit« verteidige. Ein striktes Abtreibungsrecht soll dazu beitragen, dass die Kirche bei sozialpolitischen Grausamkeiten stillhält, so das offensichtliche Kalkül des Präsidenten.

Der postdemokratische Charakter Mileis tritt hingegen bei seiner geschichtspolitischen Haltung zur Ära der argentinischen Militärdiktatur (1976-83) unzweideutig zutage. Der Anarchokapitalist bemüht sich nach Kräften, die Aufarbeitung der Militärherrschaft, der zehntausende Oppositionelle zum Opfer fielen, zu revidieren, indem er das brutale Folterregime der Militärs zu rechtfertigen oder zu bagatellisieren sucht. Den informellen Draht zu bislang marginalisierten faschistischen Militärkreisen und den als *negacionismo* bezeichneten Legitimierungsbemühungen der Militärdiktatur bildet die frisch gebackene Vizepräsidentin Argentiniens, Victoria Villarruel. Der Vater der Vizepräsidentin war an »Anti-Guerilla-Operationen« während der Militärdiktatur beteiligt, ihr Onkel »arbeitete« in einem Geheimgefängnis. Villarruel verteidigte öffentlich die Funktionsträger der Militärdiktatur, sie bestritt deren Opferzahl von mehr als 30.000 Toten und Verschwundenen und griff öffentliche Opferorganisationen wie die berühmten Madres de la Plaza de Mayo an.

Dieser neue Hang zum neoliberalen Autoritarismus kommt bereits bei der Implementierung der gegenwärtigen Schockstrategie zur Entfaltung. Die Demokratie sei »voller Fehler« – zu dieser Antwort konnte sich der Präsident durchringen, als ihn Reporter nach einem Bekenntnis zur Demokratie fragten. Dementsprechend sieht das konkrete Vorgehen des neuen Staatschefs aus, bei dem politische und rechtliche Auseinandersetzungen ineinander übergehen. Milei möchte den Notstand erklären und mittels Notverordnungen jenseits der Gewaltenteilung regieren, wobei die Dauer der »Notstandsperiode«, deren Ausrufung Teil der Schocktherapie ist, nach Kritik von ursprünglich zwei Jahren auf ein Jahr verkürzt wurde. Da Milei über keine Mehrheiten im Parlament und Senat verfügt, ist er auf die Stimmen der Rechtsparteien in beiden Kammern angewiesen. Bis Mitte Februar konnte der Präsident seine Vorhaben im Parlament nicht durchsetzen und er reagierte mit Angriffen auf die peronistische Opposition.

Der »Anarchokapitalist« operiert folglich in der rechtlichen Grauzone, um sein Zeitfenster zu nutzen. Ein Berufungsgericht hat bereits Teile seiner Politagenda, vor allem die Aufhebung von Rechten von Lohnabhängigen, für rechtswidrig erklärt und dem Präsidenten Kompetenzüberschreitung bescheinigt. Milei versucht schlicht, mit Präsidialdekreten seine extremistische Politagenda durchzusetzen, obwohl es hierfür keine Rechtsgrundlage gibt. Hinzu kommen drastische Einschränkungen demokratischer Rechte durch den rechtslibertären Staatschef, der das Verhältniswahlrecht abschaffen will. Demonstranten sollen künftig für Polizeieinsätze finanziell haften, Straßenblockaden – in Argentinien traditionell ein beliebtes Protestmittel – sollen generell verboten werden, während der Staatsapparat mehr Möglichkeiten bekommen soll, Proteste schon im Vorfeld zu verhindern.

Dieses autoritäre Vorgehen, das gerade auf die staatlichen Repressionsinstrumente setzt, scheint widersprüchlich angesichts der libertären, geradezu staatsfeindlichen Rhetorik Mileis im Wahlkampf, der immer wieder die uneingeschränkte, totale Marktfreiheit gegen jeglichen regulativen Einfluss des Staates einforderte. Doch es war gerade der Erfinder des ideologischen Kampfbegriffs »Anarchokapitalismus«, Murray Rothbard (1926–1995), der immer wieder die totale Marktfreiheit mit staatlichen Gewaltfantasien gegen marginalisierte Bevölkerungsgruppen vermischte. Milei hat einem seiner geklonten Hunde den Vornamen des rechtsextremen Ökonomen verpasst. Die Ablehnung selbst rudimentärer staatlicher Institutionen ging bei Rothbard mit Forderungen nach der »Entfesselung« der Polizei gegen Wohnungslose und der Idee »sofortiger Bestrafung« gegen Delinquenten einher. Der Präsident Argentiniens beruft sich somit auf eine aus den USA importierte, erzreaktionäre Ideologie – ähnlich der rechtsevangelikalen Bewegung in Brasilien, die dem Rechtsextremisten Bolsonaro zur Macht verhalf.

Die libertäre Ideologie, die maßgeblich von Rothbard in den USA des 20. Jahrhunderts geformt worden ist, befürwortet explizit den Sozialdarwinismus, der implizit dem wirtschaftsliberalen Denken innewohnt. Hinzu kommt ein ökonomisch grundierter Rassismus, bei dem die ökonomische und soziale Benachteiligung ethnischer Gruppen rassistisch oder kulturalistisch als Folge einer imaginierten Minderwertigkeit gedeutet wird. In der Praxis läuft die sozialdarwinistische »Freiheit« der rechtslibertären Bewegung und der Anarchkapitalisten darauf hinaus, dass ökonomisch mächtige Akteure in die Lage versetzt werden sollen, ihre Macht ungehindert zu entfalten – auch, wenn sie dabei über Leichen gehen müssen. Und genau diese Extremform kapitalistischer Marktfreiheit will der Präsident Argentiniens mittels staatlicher Repression durchsetzen. Der Staat soll mit seinen Repressionsorganen dafür sorgen, dass es keine Gesellschaft, sondern nur noch zu Marktsubjekten reduzierte Individuen gibt, während alle globalen Krisenprozesse entweder geleugnet – wie etwa der Klimawandel durch Milei – oder durch härtere sozialdarwinistische Konkurrenz überwunden werden sollen.

Der Anarchokapitalismus als eine krisenbedingt verwilderte Spätform des Neoliberalismus, bei der gewissermaßen der barbarische Urknall dieser Ideologie in der chilenischen Militärdiktatur Pinochets wieder aufscheint, wird den Krisenprozess in Argentinien somit zwangsläufig weiter verschärfen. Das gegenwärtige Scheitern des Linksperonismus in Argentinien verdeckt den simplen Umstand, dass der Neoliberalismus in dem Schwellenland in den vergangenen Dekaden zur Anwendung gelangte – mit verheerenden Folgen. Die ersten gescheiterten neoliberalen Experimente – die zu einer Pleitewelle, einem Schuldenberg und einer Hyperinflation führten – setzte die argentinische Militärjunta schon in den frühen 1980ern durch. Es folgte die Ära des Rechtsperonisten Carlos Menem, der in enger Koordination mit demselben IWF, der nun auch Milei unterstützt, Argentinien in den 1990ern zu einem Versuchslabor neoliberaler Politik machte. Die Folge der Privatisierungs- und Deregulierungsoffensiven, die schon damals mit einer Kopplung des Peso an den Dollar einher gingen, war der große Wirtschaftscrash von 2001, der zu einem massiven Verelendungsschub führte und den Neoliberalismus, bis auf ein Zwischenspiel unter dem konservativen Präsidenten Mauricio Macri 2015, weitgehend in die Defensive drängte.

Die keynesianische Nachfrage- und Inflationspolitik des staatsfixierten Linksperonismus bereitete aber erst der extremistischen Verwilderungsform des Liberalismus unter Milei den Weg. Argentiniens Wirtschaftsgeschichte ist somit spätestens seit den 1970ern faktisch durch Perioden von Inflation und Hyperinflation geprägt, die sich mit neoliberalen Austeritätsbemühungen abwechseln. Und gerade hierin spiegelt sich der ökonomische Krisenprozess wider, in dem sich das an seiner Produktivität erstickende spätkapitalistische Weltsystem befindet, da aufgrund permanenter Produktivitätsfortschritte kein neues Akkumulationsregime ausgebildet werden kann, in dessen Rahmen massenhaft profitabel Lohnarbeit verwertet werden könnte. Die unter Schuldenbergen stöhnende Politik kann nur den Weg der Krisenentfaltung wählen, die auf eine Entwertung des Werts in all seinen Aggregatzuständen hinausläuft: Inflation oder Deflation? Entwertung des Geldes in einer Hyperinflation, oder Entwertung der Produktionsstandorte und Lohnabhängigen in einer Deflation? Eine Überwindung der Krise wäre aber nur jenseits des Kapitals denkbar.

Eine Textfassung mit ausführlichen Online-Verweisen findet sich auf *versorgerin.stwst.at*

Tomasz Konicz publizierte zuletzt das E-Book Faschismus im 21. Jahrhundert. Skizzen der drohenden Barbarei.

Kleines Übel ganz groß

Wie eine vernünftige Opposition zu Asylrechtsverschärfungen aussehen könnte, fragt sich *Paul Schuberth*.

Auf die spektakulären Enthüllungen der Rechercheplattform »Correctiv« reagierte die AfD höchst souverän. In arbeitsteiliger Organisation preschten zunächst Parteimitglieder niederen Ranges vor, bekräftigten, dass an den Umsiedlungsplänen gar nichts geheim sei, und gaben Anzeigen zur Akquise freiwilliger Abschiebehelfer auf. Wenig später beschwichtigten führende AfD-Politiker, die angestrebte »Remigration« betreffe keine deutschen Staatsbürger. Es ist also kein großer Aufwand für die AfD, die kritischen Recherchen für die eigene Absicherung nach allen Seiten hin zu nutzen. Einerseits muss sie nun als die Partei gelten, die insgeheim noch mehr hält, als sie verspricht, und die selbst bald kein demokratischer Rahmen mehr halten wird können. Andererseits schaffte es die AfD, liberalere Teile der deutschen Öffentlichkeit über den Umweg des Skandals mit dem Stichwort »Remigration« zu versöhnen. Remigration als mögliche Facette einer vernünftigen Asylpolitik ist in aller Munde, was für eine Partei, die dem Volk nach dem Maul zu reden angibt, ein Vorteil ist. In dieser Hinsicht wird die AfD deswegen noch vom demokratischen Rahmen gehalten, weil sie ihn mit auf ihren Weg nimmt. Innerhalb dieses verrutschten Rahmens hat durchaus noch ein Antifaschismus Platz, der sich dezidiert gegen eine tendenziell faschistische Partei wie die AfD richtet. Nicht aber einer, der der Umsetzung von AfD-Programmpunkten durch andere Parteien Paroli bietet.



Du genügst, weil du die Rot-Weiss-Rot-Karte hast.

Die Strategie, Faschisten durch das Veröffentlichen ihrer faschistoiden Pläne zu entzaubern, scheitert also vorläufig genauso wie eine andere, die aktuell in Österreich öfters erprobt wird: den Rechten vorzuhalten, dass sie an der Macht gar nicht so hart durchgreifen wie versprochen. ÖVP- und SPÖ-Politiker zum Beispiel fragen Herbert Kickl vorwurfsvoll, warum unter ihm als Innenminister mehr afghanische Flüchtlinge Asyl zugesprochen bekamen als unter seinen Vorgängern. Ist das ein implizites Versprechen, dass man die Unterlassung Kickls wiedergutmachen werde, die Richter des für Asylverfahren zuständigen Bundesverwaltungsgerichtes nicht durch Rechtsextreme ausgetauscht zu haben? Von linkssozialdemokratischer Seite kommt mitunter die materialistische Erklärung, die FPÖ sei nur deswegen auf rassistische Hetze angewiesen, weil sie eine effektive repressive Asylpolitik doch gar nicht zustande brächte. Doch vielleicht sind solche Aussagen Teil einer neuen Strategie, rechts zu blinken, um ungestört links überholen zu können? Wie unerhört und für österreichische Verhältnisse beeindruckend ist es schließlich, dass Andi Babler mit »unseren Leuten« Lohnabhängige unabhängig der Herkunft meint. Die aufklärerische Wirkung dieser Rhetorik ist nicht zu unterschätzen. Gleichzeitig fordern Andi Babler und manche seiner Leute »mehr effektive Rückführungen« und eine bessere Eindämmung der »irregulären Migration«. Doch das widerlegt die Authentizität der sympathischeren Aussagen nicht unbedingt. Effektive Abschiebungen: Das könnten solche Abschiebungen sein, die geordnet vonstattengehen, ohne viel Aufhebens; ohne begleitende rassistische Hetze, die Gegenwehr provozieren, brav arbeitende Menschen mit Migrationshintergrund einschüchtern und dringend benötigte ausländische Fachkräfte davon abhalten könnte, in Österreich Arbeit zu suchen. Es zeigt sich hier ein Antifaschismus, dem an den Nazis von heute auch *sauer* aufstößt, dass sie an der Macht den rassistischen Normalvollzug des kapitalistischen Staates stören könnten. In Deutschland wurden im Windschatten der beeindruckenden Proteste gegen die AfD eine Abschiebeoffensive und eine Verschärfung des Asylrechts durch die nominell linksliberale Regierung beschlossen. Die Massendemonstrationen erfüllen auch die Funktion, die deutsche Mehrheitsgesellschaft vom möglichen Vorwurf freizusprechen, sie weise typische Charakteristika einer Mehrheitsgesellschaft auf. In Dänemark bereuen manche für die unfassbar rigide Anti-Einwanderer-Politik (einschließlich der »Anti-Getto-Gesetze«) der letzten Jahre zuständigen sozialdemokratischen Minister mittlerweile ihre Entscheidungen, nicht nur mit moralischen, sondern auch mit arbeitsmarktpolitischen Begründungen. Aus der Sicht des Kapitals ist die Situation in Österreich und Deutschland wohl noch eine Spur angenehmer. Vertreter der antifaschistischen Mehrheit kümmern sich mit ihren kämpferischen Abschiebeoffensiven und »Grenzfortifizierungen« zwar um die Abwehr des ausländischen, die Sozialsysteme belastenden Ballastes. Dem Rest, Menschen also, die gerade dazu gebraucht werden, den Betriebsablauf im Tourismus, in der Gastronomie, in Krankenhäusern, im Handel und in Technikberufen nicht stocken zu lassen oder die Alterspyramide nicht zum Keil werden zu lassen, begegnen sie mit Worten der Diversität. Rechtsextreme sehen einige ihrer Forderungen erfüllt, fahren jedoch mit ihrer Hetze fort, um ihre Existenz weiter legitimieren zu können. Diese gibt ihren Gegnern die Möglichkeit, sich selbst im guten Licht dastehen zu lassen, und den Abgehängten, die darauf hereinfallen, da unten weiterhin die Ausbeutung ins gute Licht zu rücken. Die damit angesprochene Funktion der rassistischen Hetze, in der Krise kein Klassenbewusstsein aufkommen zu lassen, soll in der Analyse zwar nicht ökonomistisch »vereigentlicht« werden. Sonst landen wir bei der Forderung: Der somalische Flüchtling und der schlecht bezahlte Abschiebepolizist sollen erkennen, dass sie im selben Boot sitzen. Doch die Realität bemüht sich redlich, dem Vulgärmaterialismus zu seinem Recht zu verhelfen. Der Schweizer FDP-Nationalrat Andri Silberschmidt zum Beispiel wirbt gerade mit dem Satz »Eine Erhöhung des Rentenalters kann die Zuwanderung reduzieren« für eine Forcierung der Ausbeutung.

Kritische Linke fragen, wie die Beteiligung von CDU-, SPD- und Grünen-Politiker*innen an den antirassistischen Protesten zur Umsetzung einer noch strengeren Asylpolitik passt. Eine mögliche Antwort ist also: Die Förderung eines Gleichgewichts von barbarischem Grenzregime; staatlicher Rhetorik der Vielfalt für diejenigen, die es »geschafft« haben, in Deutschland legal bleiben zu können; und mehr oder weniger machtloser Akzeptanz der Hetze von rechts entspricht einer gewissen Rationalität. Wenn auch einer fürchterlichen. Wenn nun trotzdem Linke gemeinsam mit Vertreter*innen der SPD (»im großen Stil abschieben«), der CDU (»kleine Paschas«) und der FDP (»Man kann beim Bäcker in der Schlange nicht unterscheiden […], ob das der hoch qualifizierte Entwickler künstlicher Intelligenz aus Indien ist, oder eigentlich ein sich bei uns illegal aufhaltender, höchstens geduldeter Ausländer«), oder der ÖVP (»Syrer, Afghanen, Araber haben die Macht über den Brunnenmarkt übernommen«) und der SPÖ (siehe oben) gegen AfD und FPÖ vorgehen wollen – dann tun sie das wohl in der berechtigten Überzeugung, dass die Unterschiede zwischen diesen Parteien und den Rechtsextremen essentiell sind. Und im Idealfall ohne zu übersehen, dass sie gleichzeitig nur graduell sind.

Was fordern AfD und FPÖ offiziell in Asylsachen? Schikane und Rechtseinschränkung für bereits hier lebende, (noch) nicht anerkannte Flüchtlinge; Erbarmungslosigkeit bei Abschiebungen; Abschaffung des Asylrechts; »Festung Europa«; »Alternativen« für das europäische Asylrecht »in den jeweiligen Regionen« (FPÖ).

Hier also ein komprimierter Überblick über die teilweise Umsetzung solcher Wünsche durch konservative, sozialdemokratische und grüne Parteien oder durch EU-Institutionen.
Soeben beschlossen Deutschlands Bundesländer die Einführung einer sogenannten Bezahlkarte für Asylwerber*innen. Es handelt sich dabei um ein klassisches »Diskriminierungsinstrument« (PRO ASYL), konzipiert, um »Anreize für illegale Migration zu senken«. Dadurch werden die Bargeldverfügung Geflüchteter sowie Überweisungen eingeschränkt – wodurch es, als nur ein Beispiel, auch schwieriger werden dürfte, Rechtsbeistände zu bezahlen –, sowie möglicherweise die Freizügigkeit der Betroffenen geschmälert. Deutschland führte im Jahr 2023 zudem wesentlich mehr Abschiebungen als im Vorjahr durch (alleine von Jänner bis Oktober 13.500, plus 24.000 »freiwillige« Ausreisen). Darunter finden sich so schreckliche Beispiele wie eine Abschiebung einer hilfesuchenden Afghanin nach Teheran, von wo sie nach Kabul verbracht wurde, Trennungen von Familien, in einem Fall die Räumung eines ansonsten heiligen Kirchenasyls, oder die Abschiebung eines Oppositionellen quasi direkt ins tadschikische Gefängnis. In Österreich entschied der Verfassungsgerichtshof, dass die Rechtsberatung für Flüchtlinge durch die Bundesbetreuungsagentur (BBU) – die an Weisungen des Justiz- und Innenministeriums gebunden ist – teilweise verfassungswidrig ist. Bis 2019 hatten unabhängige Hilfsorganisationen die Rechtsberatung übernommen. Wer die Entscheidungspraxis des dem Innenministerium nachgeordneten Bundesamtes für Fremdenwesen und Asyl (BFA) kennt, ahnt die Notwendigkeit einer vom Innenministerium komplett entkoppelten Rechtsberatung. Für beide Länder gilt, dass die Rechtsprechung – auch in zweiter Instanz – gegenüber manchen Flüchtlingsgruppen extrem repressiv ist. So werden nach wie vor jesidische Geflüchtete in den Irak abgeschoben, Kurd*innen können in Österreich oder Deutschland nur selten Schutz vor Verfolgung in der Türkei erhoffen, und nur den wenigsten russischen Deserteuren wird Asyl zugesprochen. Doch vielleicht wird über all das bald nicht mehr diskutiert werden müssen, spricht sich doch die CDU in ihrem neuen Grundsatzprogramm dafür aus, alle Menschen, die in Europa Asyl beantragen, sofort in »sichere Drittstaaten« zu verbringen und für immer dort zu lassen. Ein neuer Vorschlag der EU-Kommission zur Bekämpfung der Schlepperkriminalität sieht auch die Bestrafung von »Anstiftung zur unerlaubten Einreise« vor. Laut Expert*innen könnte dies dazu führen, dass öffentliche Botschaften wie »Refugees Welcome« oder »Kein Mensch ist illegal« – illegalisiert werden.

Nichts Neues sind Berichte über die Zusammenarbeit mit Diktaturen (jüngst etwa: Ägypten) und imperialistischen Herrschern (Erdogan) zur Flüchtlingsabwehr, Finanzierung und Training der brutalen libyschen Küstenwache, Flüchtlingsgefängnisse in Bulgarien und Ungarn, unfassbare Gewalt von kroatischen Grenzschutzpolizisten, regelmäßige Pushbacks, herbeigeführte Katastrophen wie das Schiffsunglück vor Pylos im Juni 2023, strafrechtliche Verfolgung von Menschenrechtsanwält*innen durch griechische Behörden usw. usf. Zu all dem kommt nun die im Dezember beschlossene Reform des Gemeinsamen Europäischen Asylsystems (GEAS) hinzu, nach deren Implementierung, PRO ASYL zufolge, »die Dystopie eines Europas der Haftlager zur Realität wird«. Ein Großteil der in Europa ankommenden Geflüchteten soll juristisch als nicht eingereist gelten (»Fiktion der Nichteinreise«), und in sogenannten Asylgrenzverfahren unter haftähnlichen Bedingungen – ohne Recht auf profunde Beratung – auf die Entscheidung der Behörden warten. Neu ist auch, dass die endgültige Externalisierung der EU-Außengrenzen, wie von Migrationsforschern wie Gerald Knaus in Form der vielgepriesenen Kooperation mit Drittstaaten gefordert, als Gebot der Humanität verkauft wird. Dabei geben Türkei-Deal, Ruanda-Pläne Großbritanniens und Dänemarks, oder auch die brutale Verlagerung der australischen Asylkontrolle in den Inselkleinstaat Nauru die Marschroute vor. Der pragmatische Vorschlag einer – menschenrechtskonformen – Flüchtlingskontrolle in »sicheren Drittstaaten« ist eigentlich utopisch. (Hier sogar im wahren Sinn des Wortes.) Kein Wunder, dass dann die alte Utopie, die alte humanitäre Vision: Beibehaltung eines Restes des Asylrechts in Europa, als linksradikaler Wahn erscheint.

Wer trotz alledem das Bündnis mit den vielen kleineren Übeln sucht, tut dies wahrscheinlich aus guten Gründen. Eines wäre aber ein Fehler: die humanistische antirassistische Rhetorik aufzugeben, weil instrumentell-vernünftige Argumente wie »die Gesellschaft darf nicht überaltern« oder »wir brauchen ausländische Fachkräfte für den Wohlstand« den Menschen eher einleuchten würden. Zum einen hieße das ja, völkischem Denken mit Argumenten zu begegnen, die selbst der Volkskörper-Logik nicht fern stehen – ist doch auch hier die Funktionalität des Volkes zum Wohle des Staates im Vordergrund. Zum anderen wird dabei die schreckliche Verdinglichung von Migranten zu Lückenbüßern durch die Verdinglichung der defizitären »Einheimischen« ergänzt: Wird ihr rassistischer Wahn gebremst, wenn sie unablässig »Du bist nicht jung und frisch genug!« oder »Du bist nicht Fachkraft genug!« hören? Das alte Versprechen der Rechten, dieser Form von Entmenschlichung zu entkommen, lautet ja: »Du genügst, weil du Deutscher/Österreicher bist!« Auch in dieser Hinsicht würde die richtige Formel »Menschen, die Schutz suchen, sollen Schutz bekommen« weniger Schaden anrichten.

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ).
http://www.paulschuberth.com

Von leeren Worten und halbvollen Gläsern

In deutschen Städten wird anlässlich der AfD protestiert – wofür oder wogegen genau, ist zwar nicht völlig klar, *Svenna Triebler* sieht aber Grund für Optimismus.

Ist das Glas nun halb voll oder halb leer? Das kann man sich fragen, wenn man versucht, die Protestwelle zu analysieren, die in den letzten Wochen in Deutschland Millionen Menschen auf die Straße gebracht hat.
Im Positiven bleibt zuerst einmal festzuhalten: Die Demonstrationen als Reaktion auf die Correctiv-Berichte über das Berliner Geheimtreffen[1] und die dort geschmiedeten Deportationspläne sind in der deutschen Nachwendegeschichte einzigartig - nicht nur wegen der rekordverdächtigen Teilnehmer*innenzahlen, die in Großstädten wie Hamburg oder Berlin in die Hunderttausende gingen, sondern nicht zuletzt auch in ihrer Breitenwirkung. Da fanden sich wie etwa in Koblenz autonome Antifas und katholische Bischöfe auf der gleichen Demo wieder, und, was noch bemerkenswerter ist, die Bewegung erreicht auch die Provinz.
Während man in Hamburg höchstens riskiert, sich im Gedränge auf die Füße zu latschen[2], muss man in der sächsischen Kleinstadt, wo jede*r jede*n kennt, auf alles von Anfeindungen bis zu körperlichen Angriffen gefasst sein, wenn man sich öffentlich gegen die rechte Hegemonie stellt. Höchsten Respekt deshalb für alle, die sich auf die Marktplätze in den blau-braunen Hochburgen wagen - die es übrigens nicht nur im Osten gibt. Dies ist auch ausdrücklich als Aufforderung an Großstadtbewohner*innen zu verstehen, Aktionen im Umland zu unterstützen.

Es ist genug für alle da – Klassenkampf heisst Antifa

Mindestens ebenso bemerkenswert ist, wie plötzlich die Bewegung auf den Plan trat.
Was die Correctiv-Recherchen zutage gefördert haben, ist zwar erschreckend, aber nicht überraschend, wenn man auch nur halbwegs politisch aufmerksam durch die Welt geht - und eigentlich muss man ihre Pläne auch nicht im Detail kennen, um zu wissen, dass Nazis an der Macht eine sehr, sehr ungute Sache sind.
Entweder also ist vielen Leuten tatsächlich erst jetzt urplötzlich klar geworden, was droht, wenn die AfD an Regierungsposten gelangt. Oder aber es hat sich unter der Oberfläche schon länger etwas aufgestaut, das nur noch einen letzten Anlass brauchte, um sich schlagartig Bahn zu brechen. Angesichts der äußerst unterschiedlichen Menschen, die da in den vergangenen Wochen zusammen kamen, dürfte von beidem etwas zutreffen; wichtiger für das gesellschaftliche Klima ist allerdings der zweite Punkt.
Denn anders als zur Zeit der Montagsdemos, die 1989 das Ende der DDR einläuteten, geht es heute nicht gegen ein ohnehin abbruchreifes System. Ganz im Gegenteil schienen die Verhältnisse noch Anfang dieses Jahres komplett festbetoniert: Andere Fragen als die, wie man Geflüchtete effektiver los wird, Erwerbslose noch besser schikaniert und welche sozialen Bereiche, Klimaschutzmaßnahmen und Projekte der politischen Bildung als Nächstes der Haushaltsaxt zum Opfer fallen, schien es nicht zu geben; im Windschatten des rassistischen und sozialdarwinistischen Diskurses feierte die AfD ein Umfragehoch nach dem nächsten. Dieses reaktionäre Dauerfeuer sorgte in den progressiveren Teilen der Gesellschaft für lähmende Ohnmachtsgefühle, die sich höchstens mal in den sozialen Medien Luft machten.
Die plötzlichen Massenproteste wirkten da, als hätte jemand in einem unerträglich stickigen Raum die Fenster aufgerissen. Das ist nicht nur das subjektive Empfinden der Autorin: »Demonstrierende beschreiben, wie sie dadurch aus ihrer Lethargie und passiv-resignativen Stimmung gerissen wurden, die sie angesichts der multiplen Krisen in den letzten Monaten verspürt haben«, erklärt etwa auch Stephan Grünewald, Psychologe und Gründer des Marktforschungsinstituts Rheingold, das Anfang des Jahres eine Studie zu den Motivationen der Demonstrierenden durchführte.

Kompetent & bürgernah – Autonome Antifa

So betrachtet, ist das Glas halb voll[3] - beziehungsweise ist es eine positive Überraschung, dass überhaupt etwas drin ist. Womit wir aber auch bei der Frage des Inhalts wären. Selbst die vielfach geäußerte Forderung nach einem AfD-Verbot ist keinesfalls Konsens, und die unterschiedliche Ausrichtung der Veranstaltungen lässt sich auch an den Schlagworten ablesen. »Gegen Rechts«, »Gegen Rechtsextremismus« oder schlicht »Für Demokratie« heißt es da etwa, und auch, wenn es nach Wortklauberei klingt, sind die Nuancen wichtig.
Ersteres schließt zumindest implizit den gesamtgesellschaftlichen Rechtsruck mit ein, der auf den größeren, von Gruppen wie Fridays for Future organisierten Demos auch immer wieder von Redner*innen thematisiert wurde. Dass sich etwa »kaum jemand« auf den Demonstrationen beispielsweise an der schikanösen Bezahlkarte für Geflüchtete stören würde, die kürzlich ganz demokratisch beschlossen wurde, stimmt schlicht nicht - beziehungsweise war Pascal Beck, der dies in der »Jungle World« behauptet, offenbar auf gänzlich anders gearteten Demos als die Autorin dieses Artikels.
Zweitere Parole hingegen verengt nicht nur den Blick auf die AfD und andere vom Verfassungsschutz beobachtete rechte Organisationen, sondern ist mit dem politisch unbrauchbaren Extremismusbegriff auch eine Steilvorlage für alle, die zwar gegen Faschismus demonstrieren wollen, aber doch bitte nicht mit angeblich genauso schlimmen linksextremistischen Antifaschist*innen.
»Demokratie« wiederum klingt zwar schön und ist natürlich allem vorzuziehen, was Nazis so wollen, ist als Slogan aber inhaltlich so hohl wie die Sonntagsreden von Politiker*innen, die am nächsten Tag wieder »Rückführungsverbesserungsgesetze« und diskriminierende Maßnahmen wie die erwähnte Bezahlkarte für Asylsuchende beschließen - und dann noch die Dreistigkeit besitzen, die Demonstrationen von einer Handlungsaufforderung *an* zu einer Bestätigung *für* die Regierungsparteien umzuinterpretieren.

Leere Worte, Blablabla – Sonntagsreden-Antifa

Natürlich braucht es alle demokratischen Kräfte, um die AfD aufzuhalten, und Massenveranstaltungen sind ohnehin nicht der richtige Ort für Abgrenzungsrituale. (Nicht nur) wer mit linksradikalem Politisierungshintergrund auf die Demonstrationen geht, sollte neben Transparenten und Proviant auch ein ordentliches Maß an Ambiguitätstoleranz mitbringen - auch das macht übrigens Demokratie aus. (Tatsächlich ist es auch durchaus erfrischend, mal andere Redebeiträge als die seit Jahren bekannten Satzbausteine aus dem eigenen Szenesumpf zu hören.)

Andererseits ist stets Skepsis angebracht, wo immer das ganz große »Wir« beschworen wird, und die Parole »Deutschland steht auf«, die auch immer mal wieder zu lesen ist, hat einen äußerst unangenehmen Beigeschmack. Vergleiche mit dem »Lichterkettenantifaschismus« der 1990er-Jahre liegen nahe: Damals brachte das Entsetzen über die Welle rechter Gewalt, insbesondere die Mordanschläge von Mölln und Solingen, tausende brave Bürger*innen allerorten auf die Straße; so brav, dass teilweise sogar Sprechchöre unerwünscht waren.
Gerne wurde auch das Mantra beschworen, Gewalt sei keine Lösung[4] - während die einzigen, die den Naziaschlägern konkret etwas entgegensetzten, Antifas mit einer weniger pazifistischen Einstellung waren. Zur gleichen Zeit beschloss eine ganz große Koalition aus regierender CDU und FDP zusammen mit SPD-Abgeordneten die Abschaffung des individuellen Rechts auf Asyl. Der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker, der auf einer Großkundgebung unter dem - vor diesem Hintergrund reichlich zynischen - Motto »Die Würde des Menschen ist unantastbar« sprach, kassierte deshalb Eierwürfe von Autonomen, und zwar völlig zu Recht.

Gestern und auch heute klar – GG – Grundgesetz ist Antifa

Seinerzeit gab es aber immerhin noch eine nennenswerte radikale Linke. Deren heutige Restbestände schwanken zwischen Erleichterung, dass sich überhaupt etwas regt im Land, und Ratlosigkeit, wie man mit dem bürgerlichen Charakter der Proteste und den Tendenzen zur Entpolitisierung und Affirmation der sogenannten Mitte umgehen soll.
Eine Antwort wäre: Mit mehr Selbstbewusstsein. Gerade öffnet sich (vielleicht) ein Diskursspielraum, der nicht nur Platz für die Kritik am ganz demokratischen Rechtsruck bietet, sondern unbedingt genutzt werden sollte, um auch dessen tieferliegende Ursachen zu benennen - allen voran die neoliberale Sparpolitik und wachsende soziale Ungleichheit. Wer Angst hat, mit solch linksextremistischen Positionen die braven Bürger*innen zu verschrecken, und sich um des großen Miteinanders willen Kritik nach innen verkneift, hat schon verloren.
Nicht vergessen: Das Glas wird voller, wenn man etwas Wasser in den Wein gießt.

---

[1] An dem neben AfD-Politikern und sonstiger Faschoprominenz übrigens auch CDU-Mitglieder teilnahmen. Nur damit das nicht in Vergessenheit gerät.

[2] Zumindest als einfache*r Teilnehmer*in. Für Anmelder*innen und Redner*innen sieht das leider auch in vergleichsweise naziarmen Großstädten und Regionen anders aus.

[3] Halb leer ist es schon deshalb, weil zwar seit Beginn der Protestwelle die Umfragewerte der AfD erstmals leicht sinken, die Partei aber dennoch bei gleich drei Landtagswahlen in diesem Herbst stärkste Kraft zu werden droht. Dazu kommt eine CDU, die mit ihrer »Brandmauer gegen Rechts« so glaubwürdig ist wie ein Dreijähriger, der mit braun verschmierten Händen beteuert, nicht mit der Kaka gespielt zu haben. Um so wichtiger ist es, wenn sich auch aufrecht demokratische Konservative im Rahmen der Proteste gegen diesen Kurs stellen.

[4] Heute stören sich manche schon an dem verbreiteten Sprechchor »Ganz [Ortsname] hasst die AfD«, weil man sich ja durch Hass auf eine Stufe mit den Nazis stelle.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschrift Jungle World.

Die Unsichtbaren

Ein Überblick zum gegenwärtigen Israelhass. Von *Salya Föhr.*

Das, was man vermeintlich in Büchern und Filmen eingesperrt wusste, war dann doch nicht so leicht zu verschließen. Unerträglich ist die Simultanität von Ereignissen: Gleichzeitig zum ständigen, verzweifelten Überprüfen der Nachrichten wird der Roman »Bronsteins Kinder« von Jurek Becker und »weiter leben« von Ruth Klüger gelesen. Beide Werke behandeln den Nationalsozialismus, die Shoah und ihr Fortleben bis in die Gegenwart. Allein, erst in der Konkurrenz zu den aktuellen desaströsen Entwicklungen wird man gewahr, wie sehr dieser mahnende Satz vom Fortwirken des Nationalsozialismus auch bei einem selbst zu einer steifen Floskel verkommen ist. Eben jene Sätze und Weisheiten scheinen erst jetzt ihre wirkliche Wucht zu entfalten. Jetzt, fast ein halbes Jahr nach dem seit der Shoah grausamsten und größten Massaker an über Tausend Jüdinnen und Juden in Israel. Im Bewusstsein der Überlebenden und Angehörigen der Opfer ist es nicht mal Sekunden her, dass die Terrorgruppe Hamas sowie der Islamische Djihad hunderte Israelis entführte, in ihren Betten und Wohnungen abschlachtete, lebendig verbrannte, Neugeborene tötete und ganze Ortschaften abbrannte. Wenige Monate ist das erst her – und noch immer befinden sich über 100 Geiseln in den Händen der Hamas, im Gazastreifen. Wenige Monate ist diese Zäsur erst alt – und dennoch sind wir Zeuge eines seltsamen Phänomens:

Die Mehrheit der Solidaritätsbekundungen hat all die toten Juden, hat das Massaker, mit dem alles seinen Anfang nahm und der Krieg gegen Israel begann, bereits vergessen. Bei so vielen sich als emanzipatorisch, feministisch und links bezeichnenden Gruppierungen kommen die Juden nicht vor und wenn, dann nur in einem Nebensatz, als kleines unangenehmes Zugeständnis bei ihren tatsächlichen Bekundungen von Mitgefühl, die sich an die Palästinenser richten. In London ist die Zahl der antisemitischen Übergriffe seit dem Terrorangriff auf Israel um über 1000 Prozent gestiegen. Man solle doch das Leid auf beiden Seiten beachten, krakeelt es unerträglich beinahe unisono aus allen Ecken. Israel solle doch verhältnismäßig reagieren, wurde es wenige Tage nach dem Massaker zurechtgewiesen. Die Universität Harvard empfahl sogar, man solle doch bitte den Kontext der Ereignisse betrachten. Natürlich, das Köpfen von Babys geschieht selbstverständlich nicht im luftleeren Raum. Diese Formulierung würde auch dem Generalsekretär der UN António Guterres ziemlich gut gefallen. Was ist denn verhältnismäßig, fragt man sich, an einem Massaker an hunderten von Menschen auf einem Musikfestival? Was ist denn verhältnismäßig, fragt man sich, beim Auslöschen ganzer Ortschaften im Süden Israels?

Nicht verhältnismäßig ist die Schweigeminute für Gaza, die bei den Vereinten Nationen im Oktober abgehalten wurde. Oder das Verständnis António Guterres für die Taten der Hamas und sein Gerede von der »erdrückenden Besatzung« Palästinas durch Israel. Natürlich ist es wieder der jüdische Staat selbst, der für sich sprechen muss, ist es der UN-Botschafter Israels, der einen Rücktritt Guterres verlangt. Die Delegation aus Israel sah sich sogar genötigt, Judensterne mit den Worten »Nie wieder« während einer Sitzung der UN an ihr Revers zu heften, weil ihr in ihrer Ohnmacht keine andere Maßnahme mehr einfällt, angesichts der vielfältigen Verharmlosungen des Antizionismus und Antisemitismus seitens der Vereinten Nationen. Die israelische UN-Delegation erklärte in ihrer Rede dazu, sie würde die Sterne so lange tragen, bis die UN endlich ihrer Arbeit nachgeht und nach Wochen des Schweigens und Relativierens mindestens den terroristischen Angriff auf ihr Land benennt sowie die Rückführung der Geiseln verlangt. Selbst mehrere Monate nach dem Massaker und der systematischen Massenvergewaltigung von Jüdinnen im Süden Israels durch die Hamas schafft es UN-Women noch immer nicht, diese Verbrechen zu benennen. Eine Meldung bei Instagram, die nach schrecklichen sieben Wochen endlich den Terrorangriff der Hamas auf Israelis verurteilt, wird kurz darauf wieder gelöscht und in einer entschärften Variante gepostet. Man kann sich trotz des größten Massakers an Jüdinnen und Juden seit der Shoah und steigendem Antizionismus und Antisemitismus weltweit einfach nicht vom eigenen Hass auf den Staat Israel lösen, er sitzt zu tief, ist zu vertraut und hat eine zu lange Historie. Die Vereinten Nationen stehen dabei selbstredend nicht alleine, sondern in einer Reihe mit einer Vielzahl anderer Organisationen und NGOs, die ihren Antizionismus seit dem Angriff auf Israel noch mehr kultivieren als bereits in vergangenen Jahrzehnten. Richtig bizarr wird es, wenn jetzt schlussendlich von der Kulturbranche weltweit zu einem Boykott Deutschlands und deutscher Kultureinrichtungen aufgerufen wird, da sie sich zu einseitig und deutlich mit Israel solidarisieren und an der Seite des jüdischen Staates stehen. Die Literaturnobelpreisträgerin Annie Ernaux, bereits früher schon mit ihren positiven Aussagen zu BDS aufgefallen, ist leider ein berühmter Teil dieser Kampagne.

Nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023 bekundeten eine Reihe von israelischen Schriftstellern ihre Solidarität mit ihrem Heimatland und beschrieben Gefühle von Angst, Ohnmacht und Verzweiflung angesichts der flächendeckenden Relativierungen aus der Literatur- und Kulturszene. Selbst der als sehr linker Zionist bekannte Schriftsteller David Grossman, dessen Roman »Eine Frau flieht vor einer Nachricht« ein ambivalentes Bild Israels aufzeigt und sich auch nicht scheut, das Militär und die Regierung Israels kritisch zu beschreiben, findet deutliche Worte bezüglich der großen Welle des Hasses auf Israel. Keine Politik der Regierung Netanyahu könne rechtfertigen, was am 7. Oktober geschehen sei, so Grossman: »das Ausmaß des Hasses gegenüber Israel, die schmerzvolle Einsicht, dass wir Israeli immer in erhöhter Alarmbereitschaft werden leben müssen und in konstanter Kriegsbereitschaft«. Grossman wendet sich in einem Artikel der Financial Times auch gegen die grassierende Täter-Opfer-Umkehr und dem Vorwurf, dass Israel letztendlich schuld am Massaker der Hamas sei: »Bei aller Wut auf Netanyahu, seine Leute und seine Politik: Das Grauen der letzten Tage wurde nicht von Israel verursacht. Es wurde von der Hamas verübt.«

Den Antisemiten ist es jedoch gleich, ob es sich bei den Israelis, die sie niederbrüllen, um linke Zionisten handelt, die die israelische Regierung kritisieren, oder nicht. Am 9. Februar 2024 war die Richterin des Obersten Gerichts des Staates Israels zu einer Diskussion an der Humboldt Universität in Berlin geladen. Selbsternannte propalästinensische Aktivisten brüllten die Podiumsdiskussion zum Thema »Constitutional Challenges – Judging in a Constitutional Democracy« mit der Richterin Barak Erez so vehement nieder, dass diese abgebrochen und Barak Erez unter Polizeischutz den Raum verlassen musste.

Something missing?

Der bekannte israelische Autor Etgar Keret versucht seit dem Ausbruch des Krieges zusammen mit seiner Frau dort zu helfen, wo es möglich ist. Keret hat sich in seinem Werk und seinen Äußerungen immer auch für einen Frieden mit den Palästinensern ausgesprochen und organisiert nach dem Terrorangriff der Hamas kleine Lesungen für Kinder, die die Massaker in den Kibbuzim überlebt haben. Sie treffen sich außerdem mit älteren Menschen und Soldaten und veranstalten Online-Lesungen für Kinder, die Angst vor den konstanten Raketenangriffen der Hamas haben, die mittlerweile auch das Kernland und die Metropole Tel Aviv erreichen. Keret betont in einem Interview, dass es der Hamas nicht um Territoriengewinnung gehe, sondern um einen systematischen Völkermord an Israelis und Juden weltweit. Etgar Keret ist fassungslos angesichts der Relativierungen seitens der Universitäten in den USA, die behaupteten, das Massaker würde in Israels Verantwortung liegen. Im Zuge dessen kritisiert Keret zu Recht den Wunsch der Welt nach einem baldigen Frieden in der Region. Es hat schon etwas Bigottes, sich fast manisch eine baldige Lösung des sogenannten »Nahostkonfliktes« herbeizusehnen, kurz nachdem Tausende Menschen verbrannt, vergewaltigt und massakriert worden sind.

Immer schon müssen Juden, müssen Israelis meist für sich selbst einstehen, weil sie von der nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft keine wirkliche Unterstützung zu erwarten haben. Engagiert man sich politisch und gesellschaftlich für Israel und macht auf aktuelle Gefahren des Antisemitismus aufmerksam, wird man nicht selten gefragt, ob man »jüdisch sei« oder »jüdische Wurzeln habe«. Für nicht-jüdische Deutsche ist es scheinbar unmöglich, sich vorzustellen, was einen jenseits einer jüdischen Identität dazu motivieren könnte, sich für Israel und gegen Judenhass einzusetzen.

Jahrhunderte des tradierten wie offenen Antisemitismus sind offenkundig nicht so leicht auszumerzen, die Welt ist durchdrungen von jenen unerträglichen Kontinuitäten, die so tief liegen, dass die meisten ihren Antisemitismus in ihrem Wahn nicht einmal selbst merken, all die Menschenrechtsaktivisten und Kulturmoralisten, die sich sonst nicht zu schade sind, gegen Unrecht aufzustehen, gegen den Klimawandel und für Black Lives Matter. Man stelle sich nur einmal vor, bei den Anschlägen auf das World Trade Center oder bei der Ermordung George Floyds würde es in der Medienlandschaft raunen, man müsse nun »verhältnismäßig« handeln und auch die andere Seite im Blick behalten? »All lives matter« wurde damals als Auslassung zurecht verunglimpft. Aber geht es um Juden und den Jüdischen Staat, sieht die Sache anders aus. Da kann selbst das größte Massaker an Juden seit der Shoah kein Umdenken bewirken.

Um dem Vergessen und falscher Berichterstattung vorzubeugen, beraumte Israel für internationale Journalisten ein öffentliches Screening ein, bei dem die grausamen Aufnahmen der Hamasterroristen, das Morden, Vergewaltigen und Abschlachten, gezeigt wurden. Allein dass sich Israel genötigt sieht, solch eine Beweisführung zu organisieren und vorzubereiten, während der Krieg gegen Israel andauert und das ganze Land zutiefst traumatisiert, ist ungeheuerlich. Israel selbst wird immer wieder dazu genötigt, sich in seiner Existenz und in seinem Handeln legitimieren zu müssen, koste es, was es wolle. Selbst nach der mehrfachen Berichterstattung über die Massaker gibt es immer noch viele, die es nicht glauben, darüber systematisch schweigen und zwar die israelischen Luftangriffe auf Gaza skandalisieren, aber mit keinem Wort die Geiseln oder die vielen Waffenarsenale erwähnen, die die Hamas unter Krankenhäusern, unter Universitäten und in ihrem weit verzweigten Tunnelsystem versteckt hält. Jüdinnen und Juden weltweit berichten einheitlich von einem Gefühl der Ohnmacht, Isolation und Retraumatisierung angesichts der Flut an antisemitischen und antizionistischen Nachrichten und heuchlerischen Beileidsbekundungen. Heißt es nun bei den Demonstrationen gegen die Alternative für Deutschland auf deutschen Straßen plötzlich wieder »Wir sind alle Antifaschisten« und »Nie wieder ist jetzt!«, dann ist der 7. Oktober längst schon vergessen, längst schon wieder unsichtbar.

Die letzten Seiten des autobiographischen Romans »weiter leben« von Ruth Klüger beschreiben ihr Entkommen als kleines Mädchen aus mehreren Konzentrationslagern und wie sie sich im Verlauf ihrer Flucht in einer kleinen Stadt verstecken kann. An einem Tag sieht sie einen weiteren Todesmarsch mitten durch die Stadt laufen, eben einer jener Märsche, dem sie entkam. Ruth Klüger sieht die halb toten und verhungerten Menschen direkt vor sich und doch kann sie sich des Eindrucks nicht verwehren, dass die Einwohner der Stadt durch diesen Zug an Menschen hindurchsehen, gerade so, als wäre er gar nicht existent. Die Einwohner blenden die Juden einfach aus. Sie gehören schon lange nicht mehr zu ihrer Lebensrealität, nicht zu ihrem Alltag.

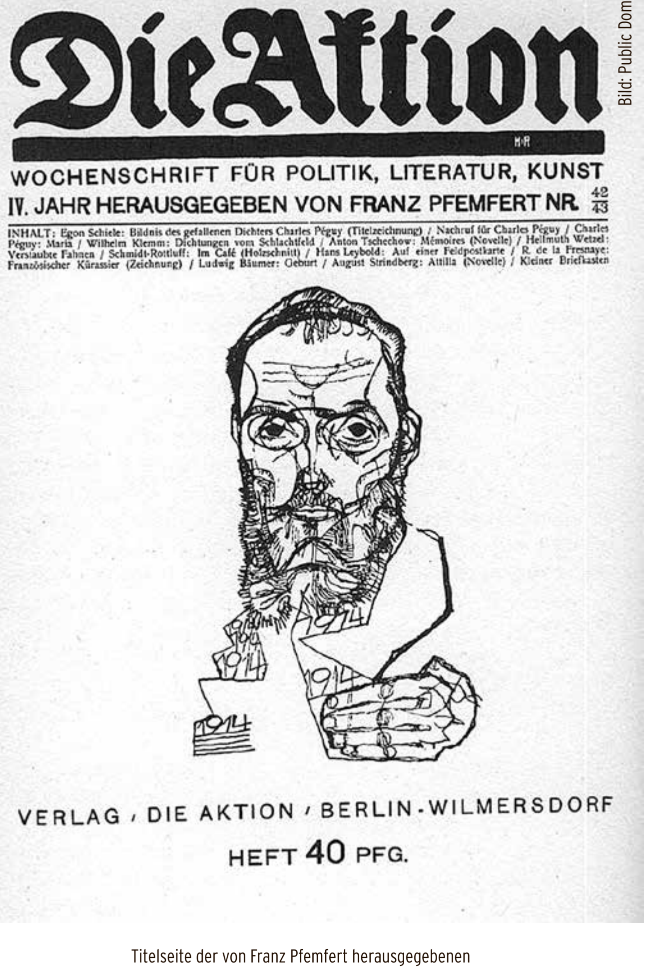
»Nie wieder ist jetzt«, riefen die Juden in Deutschland verzweifelt in den Tagen und Wochen nach dem 7. Oktober 2023 und doch waren alle so zögerlich, als es um das Hissen der israelischen Fahne ging. »Nie wieder ist jetzt« ist erst wieder eine Massenbewegung, seitdem sich die Mehrheitsgesellschaft bedroht sieht und es um mehr geht als nur um Juden und Israel.

Salya Föhr forscht neben der Darstellung und dem Verhandeln von (nationalsozialistischer) Geschichte in der Literatur zu israelisch-jüdischer Literatur und befasst sich mit Jean Améry, Walter Benjamin, Poptheorie, Gegenwartsliteratur, Essayistik und Kritischer Theorie. Für die Jungle World *und das* Kaput Magazin für Insolvenz und Pop *sowie für das* Peter Weiss Jahrbuch *schrieb sie mehrere Beiträge.*

Für den Kommunismus, gegen »Judengeld«

Olaf Kistenmacher beleuchtet in seinem aktuellen Buch die frühe Kritik am linken Antisemitismus. Von *Matheus Hagedorny*.

Revolutionäres Begehren und Antisemitismus schließen einander nicht aus. Dazu reicht ein flüchtiger Blick auf etliche kommunistische Kleingruppen der Gegenwart. Sie schreiben sich den gewaltsamen Umsturz auf die zahlreichen Fahnen und nehmen bevorzugt die größte jüdische Gemeinschaft der Welt aufs Korn: Israel. Dieser Wiedergänger der revolutionären Linken hat eine Geschichte, die bis ins ausgehende 19. Jahrhundert zurückreicht. Die »Kritik des Antisemitismus in der Linken ist so alt wie das Problem selbst«, betont der Hamburger Historiker Olaf Kistenmacher in seinem neuen Buch *Gegen den Geist des Sozialismus*. Kistenmacher hat das Thema der 140-seitigen Schrift dem Namen nach scheinbar eng abgesteckt: *Anarchistische und kommunistische Kritik der Judenfeindschaft in der KPD zur Zeit der Weimarer Republik*. Doch um diese spezifische Kritik an der Kommunistischen Partei Deutschlands zwischen 1919 und 1933 zu würdigen, beleuchtet der Historiker drei miteinander verflochtene Schauplätze: Deutschland, die Sowjetunion und das Mandatsgebiet Palästina.


Bild: Public Domain

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 42/43

INHALT: Egon Schiele: Bildnis des gefallenen Dichters Charles Péguy (Titelzeichnung) / Nachruf für Charles Péguy / Charles Péguy: Maria / Wilhelm Klemm: Dichtungen vom Schlachtfeld / Anton Tschechow: Mémoires (Novelle) / Hellmuth Wetzel: Verstaubte Fahnen / Schmidt-Rottluff: Im Café (Holzschnitt) / Hans Leybold: Auf einer Feldpostkarte / R. de la Fresnaye: Französischer Kürassier (Zeichnung) / Ludwig Bäumer: Geburt / August Strindberg: Attilla (Novelle) / Kleiner Briefkasten

VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 40 PFG.

Titelseite der von Franz Pfemfert herausgegebenen Zeitschrift »Die Aktion«

Der angeblich vom deutschen Sozialdemokraten August Bebel stammende Ausspruch, Antisemitismus sei der »Sozialismus der dummen Kerls«, deutet auf ein bis heute ungelöstes Problem der Linken: Indem sie kapitalistische Modernisierung zum Werk der Juden erklärten, konnten sich antisemitische Bewegungen »als Alternative zur jungen sozialistischen Arbeiterbewegung« (S. 7) inszenieren. War die KPD eher Lösung oder Teil des Antisemitismusproblems in Deutschland?

Das Krisenjahr 1923 dient dem Buch als Einstieg. Die KPD wirkte damals wie eine revolutionäre Organisation auf Abwegen. So veranlasste die vorübergehende französische Besetzung des Ruhrgebiets im Sommer 1923 eine nationalistische Parteitaktik, die auch den Schulterschluss mit völkischen Rechten nicht scheute. Für die »schwarzweiszrote Pest im ehemaligen Spartakusbund« hatte der Rätekommunist Franz Pfemfert nur Verachtung übrig. Pfemfert kritisierte die KPD-Vorsitzende Ruth Fischer dafür, sich beim rechtsnationalistischen Publikum anzubiedern und darüber kommunistische Werte über Bord zu werfen. Als Ohrenzeuge überlieferte er die berühmt-berüchtigte Aussage Fischers, die sie im Juli 1923 den anwesenden völkischen Rechten auf einer Versammlung entgegen warf: »Sie rufen gegen das Judenkapital, meine Herren? Wer gegen das Judenkapital aufruft, meine Herren, ist schon Klassenkämpfer, auch wenn er es nicht weiß. Sie sind gegen das Judenkapital und wollen die Börsenjobber niederkämpfen. Recht so. Tretet die Judenkapitalisten nieder, hängt sie an die Laterne, zertrampelt sie. Aber meine Herren, wie stehen Sie zu den Großkapitalisten, den Stinnes, Klöckner…?« Das war ein Schulfall für das opportunistische Instrumentalisieren von Judenfeindschaft in antikapitalistischer Absicht. Clara Zetkin erkannte 1924 sogar »faschistische Antisemiten« im linken Mehrheitsflügel der Partei, dem Fischer angehörte, und warnte vor dem kopflosen Nachgeben gegenüber »Massenstimmungen« – vergeblich. Die »nationalbolschewistische« Indienstnahme judenfeindlicher Ressentiments zeigte sich, wie das Buch illustriert, als Echo der sowjetischen Mutterpartei.

Mittels der zeitgenössischen Kritik sowjetischer Verhältnisse skizziert Kistenmacher Probleme des jungen Sowjetstaats. Dieser konnte das Antisemitismusproblem auch deswegen nicht lösen, weil die theoretischen Annahmen über seine Funktion und Ursachen unzureichend waren. Statt einer Antisemitenfrage sahen die Bolschewisten eine Judenfrage. Diese Gemengelage erscheint beispielhaft im Buch *Der Untergang des Judentums* (1931), in dem der österreichische Kommunist Otto Heller das jüdische Leben im postrevolutionären Staat abhandelte. Heller meinte mit diesem in der Sowjetunion beobachteten – und aus seiner Sicht wünschenswerten – Untergang keinen Genozid, sondern das Absterben des durch Diskriminierung im Arbeitsprozess unproduktiven »Sozialtypus« des Juden. Durch rechtliche Gleichstellung, Anerkennung als nationale Minderheit, und Integration in kollektivierte Wirtschaft sollte die den Juden unterstellte »Geringschätzung körperlicher Arbeit« aufgehoben werden. Diese Politik war durchaus im Sinne vieler antitraditioneller »nichtjüdischer Juden«, die in der KP engagiert waren. Andererseits kehrten viele jüdische Sympathisanten der Sowjetunion ernüchtert von ihren Reisen zurück: Die US-amerikanische Anarchistin Emma Goldman konstatierte 1922 den Zerfall der Russischen Revolution, und zeigte sich vom hartnäckigen Antisemitismus bei Anhängern und Gegnern des Sowjetregimes ernüchtert. Walter Benjamin bemerkte 1926 die »Entfernung der Opposition aus den leitenden Stellen. Damit identisch: Entfernung zahlreicher Juden zumal aus den mittleren Chargen.« (S. 58) Die Unterwerfung der Partei unter das Diktat Stalins bedeutete tatsächlich auch das Entfernen vieler namhafter oppositioneller Parteiführer jüdischer Herkunft, allen voran des Oberbefehlshabers der Roten Armee, Leo Trotzki. Der damit verbundene Antiintellektualismus erledigte die Reste von Pluralismus im Parteiapparat.

Die von antisemitischen Untertönen begleitete Stalinisierung veränderte auch den Charakter der Kommunistischen Internationalen. Autoritäre Zentralisierung erwies sich als Menetekel für die Politik der KPD am Vorabend des Nationalsozialismus. Unter der Führung von Ernst Thälmann erstickte die innerparteiliche Demokratie ab Mitte der 20er-Jahre und es begann der Auszug namhafter jüdischer Parteimitglieder. Parallel dazu steigerte sich der zynische Gebrauch des Antisemitismus. So suggerierte die KP-Propaganda etliche Male, dass die NSDAP mit reichen Juden unter einer Decke steckte, und wollte die Nazis mit Parolen wie »Hakenkreuzparade vor Hakennasen« und »Judengeld stinkt nicht« in der deutschen Bevölkerung unmöglich machen. Doch der Antisemitismus gegen Rechts zündete nicht. Der »nationalbolschewistische« Kurs erlebte ab 1930 eine Renaissance. Der gegen Deutschland gewendete Antikolonialismus kam nicht gegen den völkischen Chauvinismus der extremen Rechten an und die Deutschen blieben beim Original.

Wie von einer stalinisierten Organisation zu erwarten, folgte die KPD auch der antizionistischen Doktrin aus Moskau. Kistenmacher differenziert in diesem Kontext Varianten des kommunistischen Antizionismus. Rosa Luxemburgs Ablehnung eines jüdischen Nationalstaats trug noch die Aussicht einer baldigen staaten- und klassenlosen Gesellschaft in sich und war aus dieser Perspektive folgerichtig. In der Sowjetunion veränderte sich allerdings die Natur des Antizionismus. Nach dem »Kongress der Völker des Ostens« in Baku 1920 ergänzte die Komintern die Losung: »Proletarier aller Länder, vereinigt euch!« um »unterdrückte Völker« – eine Aufwertung des Nationalismus, die quer zur konsequenten und transnationalen Solidarität nach Klassenstandpunkt lag. In dieser Gemengelage vermischte sich das weltrevolutionäre Menschheitsprojekt mit dem außenpolitischen Kalkül einer sozialistischen Entwicklungsdiktatur.

Die Unterdrückung der Juden fiel durch das Raster des nun propagierten antikolonialen Befreiungsnationalismus. Zum Ende der 1920er zeichnete sich eine neue Marginalisierung ab. Auf Stalins Geheiß sollte ein jüdisch-autonomes »Gegenpalästina« mit Agrarkulturen auf einem unwirtlichen Landstrich im Fernen Osten errichtet werden – in maximaler Entfernung zum geographischen und sozioökonomischen Schwerpunkt jüdischen Lebens. Die 1923 gegründete Kommunistische Partei Palästinas sollte, trotz mehrheitlich jüdischer Mitglieder, ein Bündnis mit dem von Judenfeindschaft durchzogenen und von Honoratioren dominierten arabischen Nationalismus suchen, um eine Front gegen die britische Mandatsmacht in Palästina zu bilden. Dass diese Strategie angesichts von Pogromen gegen – auch nichtzionistische – Juden fatal scheiterte, ignorierte die KPD in ihrer Berichterstattung geflissentlich. Eine anonyme Stimme aus der KPD-Opposition erinnerte daran, dass der »Boden Palästinas« denen gehören sollte, »die den Acker selbst gebaut« haben und die Waffen »in die Hand der Arbeiter und Kleinbauern« (S. 108) gehörten – eine auf jüdische und arabische Arbeiterschaft fokussierte Position, die recht einsam blieb. Die KPD bügelte differenzierende Stimmen ab und berichtete in ihrer Presse einseitig über zionistische Aggressionen in Palästina. Und sie streute die Gleichsetzung des Zionismus mit dem Nationalsozialismus, die sich bis heute unter antiimperialistischen und postkolonialen Linken großer Beliebtheit erfreut.

Kistenmacher will bei seiner historischen Rekonstruktion zum Glück nicht herausarbeiten, »welche Strömung die wenigsten Fehler gemacht hat« (S. 10). Er deutet lediglich darauf, dass es zum Dogmatismus und Schüren von Ressentiments in der KPD alternative Positionen gegeben hat – anarchistische, rätekommunistische, und trotzkistische. Doch genauso deutlich wird, dass diese Kritik am Antisemitismus vereinzeltes Beiwerk und Fragment des politischen Kampfes war. Keine Strömung, und sei sie noch so selbstkritisch und antiautoritär gewesen, hatte sich kontinuierlich und systematisch dem Problem des Antisemitismus in der Linken zugewandt. Vermutlich sah sich Kistenmacher deswegen veranlasst, Arbeiten aus der Kritischen Theorie und der Neuen Marx Lektüre heranziehen, die weit nach dem Untersuchungszeitraum entstanden sind. Um die theorieimmanenten Voraussetzungen für antisemitische Ressentiments in der revolutionären Linken herauszuarbeiten, ist das hilfreich. Beim Lesen erweisen sich die Ortswechsel zwischen Deutschland, der Sowjetunion und Palästina mittendrin gelegentlich als labyrinthisch. Es ist sehr knifflig, eine transnationale Ideen- und Bewegungsgeschichte zu diesem Thema quellennah, übersichtlich und knapp darzustellen. Deswegen hilft es beim Lesen, dass Kistenmacher diese Darstellung mit dem auf 1923 konzentrierten Übersichtskapitel und einem gut summierenden Abschlusskapitel gerahmt hat. Wie versprochen, liefert das Buch eine Einführung in den Problemkreis des linken Antisemitismus. Und er gibt denen, die sich mit seiner Virulenz nicht abfinden wollen, wertvolle Anstöße zu historisch informierter Auseinandersetzung.



Olaf Kistenmacher (2023)

»Gegen den Geist des Sozialismus«: Anarchistische und kommunistische Kritik der Judenfeindschaft in der KPD zur Zeit der Weimarer Republik, 156 Seiten, ça ira-Verlag.

Matheus Hagedorny ist Historiker und wohnt in Leipzig.

Multidirektionale Respektlosigkeit

Der abschließende vierte Teil von *Richard Schuberths* Serie »Byron auf dem Diwan, Postkolonialismus auf der Couch«.

»Niemand auf der Welt heißt Omar Sharif. Ich werde dich Freddy nennen.« (Peter O'Toole zu Omar Sharif am Set von *Lawrence von Arabien*)

»Da ich keiner Partei angehöre, beleidige ich alle Parteien.« (Lord Byron)

In Edward Saids Buch *Orientalismus* findet Lord Byron nur kursorische Erwähnung, aufgefädelt wird sein Name an Bettelarmbändern voll anderer notorischer Dichter und Denker, die den Orient konstruiert, missverstanden oder exotisiert hätten. Was Said freilich nicht wusste: Nicht er hatte den Begriff geprägt, sondern Lord Byron selbst, und zwar nicht als Affirmation, sondern Kritik. Anders als im Sinne Saids freilich. Dass der Orient der romantischen Dichtung nichts mit dem echten Orient zu tun hatte, wusste Byron selber. Er ging einen Schritt weiter, und verspottete dieses Genre, das er mitgeschaffen hatte, als seichte Marketingstrategie. Bereits am Anfang seiner Karriere war sich Byron der Instrumentalität der orientalischen Sujets bewusst. Es war die Zeit, als er, überrascht vom Erfolg seines *Childe Harold* (dessen romantische Tendenz ihm nie behagte), das Dichten noch als unseriösen Zeitvertreib erachtete, welches einer Laufbahn als Politiker, Revolutionär oder Abenteurer weichen würde. Im Juli 1813 hatte er als Testballon für seine *Turkish Tales* die Verserzählung *The Giaour* steigen lassen. Etwas unsicher über diesen Alleingang versuchte er einen Monat später auch seinen Freund Thomas Moore auf poetische Linie zu bringen, und zwar im kumpelhaften Ton hinterfotziger Berechnung:
»Halte dich an den Osten; unser Orakel, [Madame de] Staël, kündete mir, dass das heutzutage die einzige poetische Strategie sei. Der Norden, der Süden und der Westen sind alle schon ausgeschöpft; aber aus dem Osten haben wir nichts als Southeys Ladenhüter … Das wenige, was ich dazu beigetragen habe, diene dir lediglich als ‚Ruf aus der Wüste'; und sollte der mit Erfolg gesegnet sein, beweist es, dass auch das Publikum orientalisiert, und sie auch dir den Weg ebnen wird.«
Und so machte sich Moore an sein orientalisches Versepos *Lalla Rookh*, mit dem er sich drei Jahre plagen würde, während Byron in derselben Zeit sechs weitere als *Turkish Tales* titulierte Verserzählungen raushauen würde, an denen er, wie er prahlte, nie länger als zehn Tage geschrieben habe, während er in London nebenher sich die Zeit vertrieb mit Affären, Drogen, einer Theaterintendanz, einer katastrophalen Ehe, Partys und Depressionen. Im Vorwort zum erfolgreichsten wie schlechtesten Werk dieses Zyklus, *The Corsair*, widmete er dieses Moore, und gab ihm darin coram publico den Tipp, er brauche bei dessen eigener »Oriental Tale« gar nicht in die Ferne schweifen, sondern solle seine irische Heimat bloß orientalisch anmalen.
»Ich habe volles Vertrauen darin, dass Sie an einem Gedicht arbeiten, dessen Schauplatz im Osten liegt; niemand kann diesen Orten so gerecht werden wie Sie. Die Fehler Ihres eigenen Landes, aber auch der prächtige und feurige Geist seiner Söhne, die Schönheit und Gefühlstiefe seiner Töchter mögen dort zu finden sein: … Ihre Fantasie wird wohl eine wärmere Sonne und einen weniger bewölkten Himmel erschaffen; aber Wildheit, Zärtlichkeit und Originalität sind Teil Ihres nationalen Anspruchs auf orientalische Abstammung, auf die Sie schon bisher Ihren Anspruch deutlicher bewiesen haben als die eifrigsten Antiquare Ihres Landes …«
Aus verschiedenen Gründen kann man sich über diese Passage empören, aber unabhängig von Byrons mehr neidischem als romantisierendem Faible für Irishness lässt sie sich durchaus als die Einsicht in die Universalität kultureller Muster und Mentalitäten lesen – dass die Gegensätze von modern und vormodern, urban und rural, restriktiv und permissiv, reserviert und expressiv, rational und emotional – gleich ob eingebildet oder real, gleich ob auf- oder abgewertet, quer zu den großen Kulturgrenzen durch die je eigenen Gesellschaften verlaufen.
»Southeys Ladenhüter«, von denen Byron in seinem Brief schrieb, waren die Versepen *Thalaba the Destroyer* und *The Curse of Kehama*. Robert Southey, der mit Samuel Taylor Coleridge und William Wordsworth das Triumvirat der englischen Romantik bildete, mauserte sich zu Byrons Erzfeind und Reibebaum (dieser sollte Byron, Shelley und Keats seinerseits einer *Satanischen Schule* zuordnen). Southey, Ex-Jakobiner, Naturmystiker, Tory, Pöbelverächter und beamteter Staatspoet erfüllte in der Tat alle Sündenregister des Said'schen Orientalismus: Er war nie weiter als bis Portugal gereist, nannte Sanskrit eine »Paviansprache«, verteidigte Imperialismus und protestantische Missionen in Indien und kaschierte seinen Suprematismus mit Buchwissen über hinduistische Mythologie. Coleridge, der mit *Kubla Khan* auch seinen Beitrag zur orientalistischen Mode leistete, war immerhin bis Malta gekommen. Lord Byron hatte als erfahrener Levantereisender somit leichtes Spiel, seine Konkurrenten mit echter und konstruierter Authentizität an die Wand zu spielen. Anglisten aus vorwiegend muslimischen Ländern nützten in den 1990er-Jahren Byron in ihrer Opposition zu Edwards Saids Thesen gerne als Zeugen der Anklage. Zu Unrecht, wie ich meine – und wie Byron selbst meinen würde.

Schützenhilfe aus dem Morgenland

Mohammed Sharafuddin[1] aus dem Jemen, der Inder Abdur Raheem Kidwai[2] und der Libanese Naji B. Oueijan[3] kommen in ihren Analysen des Orientalismus der britischen Romantik zu unterschiedlichen Einschätzungen. Lediglich in ihrer Verteidigung Lord Byrons als Sonderfall sind sie sich einig. Allesamt loben sie in ihren jeweiligen Publikationen Byrons kulturelle Akkuratesse sowie die Abwesenheit eurozentrischer Wertungen. Sharafuddin prägte für Byron sogar die Sonderkategorie »realistischer Orientalismus«.
Mit polemischer Zuspitzung ließe sich einwenden, dass Lord Byron bei allem, was wir über seine eigene Einschätzung der *Turkish Tales* wissen, seinen Verteidigern in den Rücken fallen und ausgerechnet Edward Said, der Byrons Werk kaum zu kennen schien, recht geben würde. Dazu sei nur so viel gesagt, dass *The Siege of Corinth* von allen *Turkish Tales* das interessanteste, *The Corsair*, sein erfolgreichstes, aber schwächstes Stück ist. Neben handwerklich brillanten Versen (die sich mit leichtfertig schlampigen abwechseln), klugen Einsichten, der moralischen Uneindeutigkeit seiner Figuren und einer kulturellen Beiläufigkeit, die das exotische Setting weder idealisiert noch dämonisiert, sind die Erzählungen schwach komponiert und vorrangig Vehikel für Byrons Selbststilisierungen tragisch schuldbewährter Helden auf ihrem Weg ins Verderben, sowie seine lyrische Intensität und die Ausstellung exotischer Bildungsnippes. Damit fütterte er drei Jahre die *Byromania*, und dass manche Rezensenten diese Stücke als reißerisch und trivial abtaten, lässt sich nicht nur als Rationalisierung von moralischem Unbehagen mit Byrons gefallenen Engeln erklären. Wenn oben genannte arabische und indische Anglisten Byrons Detailtreue und kulturelle Empathie loben, heißt das nicht, dass seine etwas authentischer eingerichteten Diwane nur irgendetwas zum besseren Verständnis dieser Gesellschaften geschweige denn ihrer aktuellen Situationen beitrugen.
Die drei anglistischen Weisen aus dem Morgenland sind schlichtweg westlich sozialisierte Byronfans. Ebenso wie Edward Said kennen sie sich in westlicher Geistesgeschichte vermutlich besser aus als im Koran oder den Volkskulturen ihrer Herkunftsländer. Und sie sind Individuen und keine Anwälte oder Propheten kollektiver gekränkter *Brownness*.
Vielleicht sind Byrons frühe epische Lyrik und mit ihr die Figur des Byron'schen Helden wirklich besser ins Bewusstsein nichtwestlicher Rezipienten übersetzbar als die Werke anderer westlicher Dichter. Und vielleicht spricht diese Transkulturalität nicht unbedingt für Byron. Die *Turkish Tales* entbehren einer der besten Qualitäten ihres Autors: des Witzes, eines Witzes, von dem Byrons Spätwerk *Don Juan* geradezu überquillt. Der Byronspezialist Peter Cochran erkannte etwas, das sowohl für Byron als den Diskurs über ihn gilt: »Nur wenige, die über die *Turkish Tales* schreiben, schwärmen gleichermaßen von *Don Juan* und *Beppo*: […] Denn der Orientalismus muss ernst genommen werden: Akademische Karrieren beruhen auf seiner seriösen Analyse, und ein Autor, der darüber scherzt, verunsichert uns, egal wie groß sein Fachwissen auch sein mag.«
Ob das Faible von Byrons Verteidigern für dessen orientalistische Phase von einer besonders morgenländischen Affinität für lyrischen Kitsch herrührt, oder von ihrer Assimilation an abendländischen Kitsch – oder einer hoffnungsvollen Synthese aus beidem, bleibt letztlich einerlei: Denn vielleicht gibt es einen Universalismus der Witzlosigkeit und Prätention. Und vielleicht sind Sharafuddin, Said, Kidwai und Oueijan wirklich »westlicher« als der Ire Thomas Moore, und vielleicht würde dessen Poesie in – welchem Osten auch immer – besser verstanden werden als ihre – durchaus hochinteressanten – Fachtraktate.

Eine Lösung: multidirektionale Respektlosigkeit

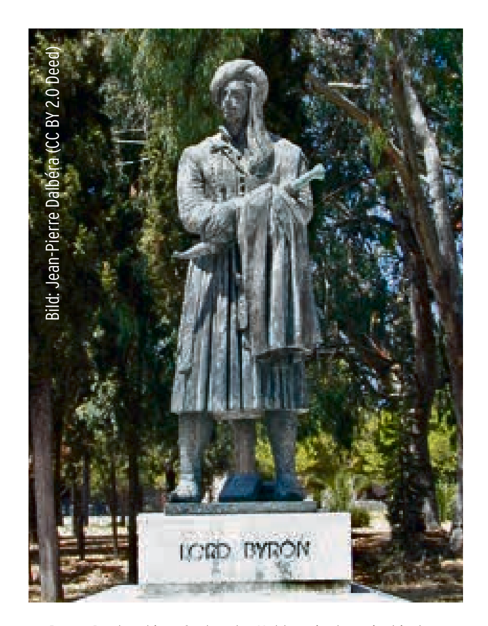
Wer die Heuchelei im verkrampften Respekt vor dem Fremden wittert, der es durch Internierung in Safe Spaces erst als solches markiert, wer all den invertierten Rassismus in der schuldgetriebenen Aufwertung fremder

Kultur spürt sowie den provinziellen Eurozentrismus, für den das Fremde bloß als Planstelle für seine Affirmative Actions Eigenwert zu haben scheint, der wird zwischen Abwertung und Aufwertung nach dritten, vierten, fünften Wegen der Fremdwahrnehmung suchen. Solche wären: Realismus, aufgeklärte Gleichgültigkeit und eine spezifische Art der *kosmopolitischen Respektlosigkeit*, die nur insofern nicht des Rassismus überführt werden kann, als sie der eigenen Kultur gerechterweise die gleiche Geringschätzung schenkt wie der fremden – und im Idealfall auch gleich der Schnapsidee, Menschen kulturell zu definieren. Dabei ist es nicht so wichtig, ob das von authentischer Misanthropie, echtem Snobismus oder satirischer Rollenprosa herrührt, das Ergebnis zählt. Einen oft ermüdenden Effekt erwirkt diese Methode dadurch, dem betulichen Enthusiasmus der Kulturtouristen mit dick aufgetragener Unbeeindrucktheit zu begegnen. Und dient im Idealfall nicht der Diskreditierung lokaler Kulturen, sondern der Bildungssnobs, die einander in Weltoffenheit überbieten und letztlich was für die Reisekosten auch geboten bekommen wollen.

Den griechischen Bauern des Jahres 1821 waren die griechischen Warlords einzig durch ihre Religion näher als die osmanischen Paschas, an deren Stelle sie sich setzten. Am Griechischen Unabhängigkeitskampf zerschellten alle ideologischen Projektionen. Doch bewährten sich dort Eigenschaften Byrons, die ihm von Idealisten gemeinhin als apolitisch oder zynisch vorgeworfen werden: seine Ideologielosigkeit, seine Indifferenz, sein Humor, seine Unsentimentalität. Aber auch sein einschlägiges ethnographisches Wissen. Die Galionsfigur aller Philhellenen war mitnichten Philhellene. Er mochte die Griechen nicht mehr als die Türken, und diese nicht mehr als die Engländer. Und doch war er nicht nur Misanthrop, bloß entbehrte seine Menschenliebe der hochtrabenden Ideale, er mochte die Menschen mit all ihren Schwächen und zweifelte an ihrer bloß sittlichen Verbesserung.
Stets unzufrieden mit seiner literarischen Persona, die er für eine eitle Scheinidentität hielt, drängte es ihn nach Taten, und seine letzte große Naivität spülte ihn in ein schlammiges Loch namens Mesolongi am Golf von Patras. Dieses bizarre Schlusskapitel verlieh seinem Leben eine heroische Volte, gegen die alle nationalen und romantischen Deutungen seines Opfers für Griechenland verblassen. Dort gab er dem Byron'schen Helden eine völlig neue Bedeutung, die ihn zum Ehrengast in Albert Camus' Mythografie des Absurden machte und der am ehesten im Hotelbesitzer Brown aus Graham Greenes Roman *The Comedians*[4] reinkarniert. Brown avanciert im Haiti der 1960er-Jahre wider Willen zum Kommandanten einer kampfunerfahrenen Partisanentruppe gegen das Regime des Diktators Jean-Claude Duvalier und hält vor ihnen eine denkwürdige Ansprache: »Was für ein Haufen hoffnungsloser Narren wir sind. Ihr wisst nicht, wie man kämpft, ich weiß nicht, wie man kämpft. Seht uns an: dort, ein Maler, da, ein Barkeeper, und ihr, der Auswurf der Slums. Das ist meine glorreiche Truppe.« Wer Brown hier Rassismus oder Klassismus oder was auch immer vorwerfen will, sollte sich vergegenwärtigen, dass er mit diesen *hoffnungslosen Narren* vermutlich in brüderlicher Einheit sterben wird. Auch Byron wusste um die Vergeblichkeit seines Engagements, und er ahnte, dass er von diesem Abenteuer nicht zurückkehren werde. Charles Francis Napier, dem Gouverneur der Insel Kefalonia, vertraute er an: »Ob ich scheitere oder nicht scheitere, ich kann kaum eine Enttäuschung erleben – denn ich habe von Anfang an gewusst, dass ich einen sinnlosen Gang tue.«
Eines wusste er zunächst nicht: für welche Aufgabe ihn das London Greek Committee eigentlich vorgesehen hatte. Als er es endlich erfuhr – er sollte die Distribution des englischen Kredits für die Aufständischen koordinieren – wurde er vor Ort immer mehr in die Rolle eines militärischen Führers gedrängt. Man hatte ihn für die publicityträchtige Stürmung der Festung von Lepanto vorgesehen und mit der albanischen Besatzung dort ein Scheingefecht vereinbart, wonach diese, gut besoldet, abziehen könne. Doch dann kam der Winterregen, die Albaner warteten umsonst, besiegt zu werden, und im April 1824 starb ihr potenzieller Bezwinger an den Aderlässen seiner Ärzte.
Als er das letzte Mal die Augen öffnete und die Aufstellung der um ihn Bangenden um sein Bett herum gewahrte, sprach er die Worte: »Oh questo è una bella scena« – und wachte nicht mehr auf. *Questa bella atto* – ein wahrlich schöner letzter Akt war sein Auftritt in Mesolongi. Alles was er dort tat, Korrespondenzen, Maßnahmen, Habitus und Witz, zeugten von einer Klarheit des Geistes und einer Entschlossenheit, die sein vorangegangenes Leben vermissen ließen, so als ob sich die disparaten und losen Stränge zum Schluss hin doch noch zu einer konsistenten Person verflochten hätten. Ähnliche Bestialitäten, welche die Hamas am 7. Oktober 2023 an israelischen Menschen verübte, waren in allen kolportierten Details bereits im Frühling 1821 an den Juden und Muslimen Griechenlands begangen worden. 30.000, beinahe die gesamte nichtchristliche Bevölkerung, waren ausgelöscht worden, und glücklich konnten sich jene schätzen, denen die Gnade eines schnellen Todes zuteil wurde.
Byron war in keine einzige Kampfeshandlung verwickelt worden. Doch sagt das nichts über seinen Mut aus, an dem er es nicht fehlen ließ: Er stellte sich seinem marodierenden albanischen Regiment entgegen und löste es auf. Und er rettete an die dreißig Muslimen, die sich vor dem Mob versteckt hielten, das Leben. Die Gattin des Hussein Aga und deren elfjährige Tochter Hatice nahm er unter persönlichen Schutz, und es schien ihm Genugtuung zu bereiten, die Mesolongioten zu provozieren, indem er den beiden elegante Kleidung schneidern ließ und mit ihnen stolz erhobenen Hauptes durch die Gassen der Stadt ritt. Die restlichen »Türken« ließ er auf deren Wunsch hin nach Prevesa segeln. Dem dortigen britischen Konsul Mr. Mayer schrieb er: »Sir, – Als ich nach Griechenland kam, war eines meiner Hauptziele, das Elend eines so grausamen Krieges wie dem gegenwärtigen so weit wie möglich zu lindern. Wenn es um das Gebot der Menschlichkeit geht, kenne ich keinen Unterschied zwischen Türken und Griechen.«
Diese Rettung war ohne Zweifel die größte Heldentat im Leben Byrons und eine der seltenen vorbildlichen des gesamten Unabhängigkeitskrieges. Er hatte doch keinen sinnlosen Gang getan. Durch seinen frechen Kulturrelativismus hindurch, mit dem er den englischen Ethnozentrismus foppen wollte, bäumte sich mächtig der Universalismus der Humanität auf. »Wer ein Menschenleben rettet«, so das bekannte Zitat aus dem Talmud, »dem wird es angerechnet, als würde er die ganze Welt retten. Und wer ein Menschenleben zu Unrecht auslöscht, dem wird es angerechnet, als hätte er die ganze Welt zerstört.« Im 8. Canto seines *Don Juan* hatte Byron einen ähnlichen Gedanken formuliert:

The drying up a single tear has more
Of honest fame, than shedding seas of gore.

Good boy.



Byron-Denkmal im »Garten der Helden« in der griechischen Stadt Mesolongi, wo sein Herz begraben wurde.

Eine längere Fassung des Textes findet sich auf *versorgerin.stwst.at*.

---

[1] Mohammed Sharafuddin: *Islam and Romantic Orientalism; Literary Encounters with the Orient*. (1994).

[2] Abdur Raheem Kidwai: *Orientalism in Byron's 'Turkish Tales'*. (1995).

[3] Naji B. Oeuijan: *A Compendium of Eastern Elements in Byron's Oriental Tales* (1999).

[4] Auf Deutsch: *Die Stunde der Komödianten*. Dieses Zitat fehlt im Roman, weil die ganze besagte Szene fehlt. Und trotzdem stammte es von Graham Greene, der das Drehbuch zur Verfilmung schrieb und darin seiner Geschichte m. E. sogar mehr Spannung und Konsistenz verlieh. Gespielt wurde Mr Brown von Richard Burton.

Richard Schuberth, geb. 1968, ist Schriftsteller und lebt in Wien. Nach dem Band »Die Welt als guter Wille und falsche Vorstellung. Ein identitätspolitisches Lesebuch« (2022) ist bei Drava die Anthologie »Rückkehr des Dschungels« (2023) erschienen. Gerade in Arbeit ist der Band »Lord Byron – der erste Anti-Byronist« (Wallstein).

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 13

Von Roland Röder



Bauern nerven

Bevor er im Frühjahr wieder an der gärtnerischen Heimatfront aktiv wird, hat sich der letzte linke Kleingärtner für uns die Bauernproteste in Deutschland angeschaut.

Die nach der Corona-Pandemie leicht schwächelnde Empörungsindustrie hat eine neue Produktionsstätte eröffnet und entsendet seit Dezember in Deutschland und anderswo in Europa tausende Bauern sowie ganz vereinzelt Bäuerinnen mit ihren Treckern durch die Republik. Die fahren dann laut hupend hunderte Kilometer weit und meist kreuz und quer über die gut ausgebauten Straßen. Auch den heiligen deutschen Autobahnen statten sie Besuche ab und bevölkern diese mit ihren vergleichsweise langsam fahrenden Arbeitsgeräten. Während in Deutschland üblicherweise bei Autobahnblockaden gerne das schärfste Schwert des Rechtsstaates geschwungen wird, was da heißt *Ermittlungen in Sachen terroristischer Vereinigung* – zumindest bei den »Klimaklebern« der Letzten Generation sowie vor Jahren bei Kurden – halten sich staatliche Stellen hier zurück. Offenbar sind es zwei Paar Schuhe, wenn zwei das Gleiche tun. Die einen mag man, die anderen sind unerwünscht. Zum Teil demonstrieren Bauern in Deutschland auch vor Medienhäusern. Auch das kennt man aus der Corona-Pandemie und aus dem AfD-Spektrum, für die Rundfunkhäuser und Zeitungen oft »linksgrün versiffte Systemmedien« sind. In Ungarn und Polen sieht man, was damit gemeint ist.

Agrarpolitik wird in Deutschland traditionell vom Deutschen Bauernverband praktiziert. Der bestimmte jahrzehntelang, wer Agrarminister wird. CDU/CSU und die FDP hatten dies dann demokratisch im Bundestag zu beschließen. Man fühlte sich in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg in Westdeutschland oft an das preußische Junkertum aus der Zeit davor erinnert. Dieser geölte und auch sonst ordentlich geschmierte Ablauf bekam das erste Mal einen Riss, als Anfang 2001 der ansonsten unsympathische sozialdemokratische Bundeskanzler Gerhard Schröder im Zuge der sogenannten »BSE-Krise« die Reißleine zog und seinem grünen Koalitionspartner das ungeliebte Agrarministerium gab. Sollen sich doch die Grünen an diesem heißen politischen Eisen zwischen den beiden Polen von aufgescheuchten und hyperventilierenden Verbraucher:innen einerseits und dem Bauernverband andererseits, die Flossen verbrennen. Gesagt, getan, die Grünen bekamen das Agrarministerium. Und als wäre dies noch nicht genug, besetzen die das Ministerium mit einer Frau. Das war gleich ein doppelter Bruch. Die Männerwelt des alles dominierenden Deutschen Bauernverbandes musste sich mit einem menschenähnlichen Geschöpf auseinandersetzen, das definitiv kein Mann war. Was für eine Schmach. Künast blieb bis 2005 Ministerin, etablierte das EU-Ökosiegel und schrieb sich mit dem Spruch »Klasse statt Masse« in die Geschichtsbücher der agrarpolitischen deutschen Welt ein.

Und jetzt haben die deutschen Grünen bei ihrer zweiten Regierungsbeteiligung seit 2021 schon wieder das Agrarministerium inne. Doch damit nicht genug – statt aus der ersten Runde zu lernen, setzten sie jetzt gar einen Minister mit »Migrationshintergrund« auf den Posten: Cem Özdemir. Dass der in Baden-Württemberg geboren wurde und besser schwäbelt als viele »Bio-Schwaben«, interessiert nicht. Özdemir klingt nicht wie Kartoffeln, Schnitzel und Sauerkraut; sondern, richtig, wie »türkischer Basar«. Mit dieser rassistischen Sense wurde Cem Özdemir, der sich am 18.12. in Berlin dem Protest des Deutschen Bauernverbandes und der teilweise recht rechtsoffenen Bauerngruppe »Land schafft Verbindung« stellte, abgewatscht, wonach die Menge vor Vergnügen johlte und frohlockte.

Und an welchen Aufenthaltsort man die grüne Bundesvorsitzende Ricarda Lang – okay, auch wieder ein nicht männliches Wesen – wünschte, zeigten die protestierenden Bauern und der veranstaltende Bauernverband am 19. Dezember im saarländischen St. Ingbert: Man stellte ihr einen Galgen hin. Und wieder johlte die Menge.

Alles in allem gibt es gute Gründe für Bauern – vereinzelt sind auch Bäuerinnen dabei – zu protestieren. Die Agrarpolitik in Deutschland fördert die Großen, verhindert weitestgehend Nachhaltigkeit und betrachtet Agrarökologie als Werk des Teufels, der es ausschließlich auf die armen, geknechteten Bauern abgesehen hat. Aber gegen genau diese jahrelangen Versäumnisse in der Agrarpolitik, die von CDU/CSU und FDP Ministern verantwortet wurden, richtet sich der Protest nicht.

Umgekehrt haben sich auch die SPD und die Grünen beileibe keine agrarpolitischen Lorbeeren verdient. Sie vermieden die Korrekturen der schlimmsten Auswüchse und schauen jetzt dumm aus der Röhre. Die politische Linke hat es genauso gemacht und sich in den letzten Jahrzehnten schlichtweg nicht mit Agrarfragen beschäftigt. Jetzt sollen wir Kleingärtner an der Gartenfront all den Unbill wieder richten. Hauptsache an die Front. Da fühlt sich unsereiner als Deutscher immer noch am wohlsten.

Drei Praxistipps für den Garten:
1. Traue nicht jedem Bauern.
2. Traue nicht jedem Deutschen.
3. Traue nicht jedem Linken.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de), einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung WOXX.

Die Natur hat immer recht

Magnus Klaue geht den spätaufklärerischen und frühromantischen Ursprüngen der Kritischen Theorie nach.

Er habe immer eine Abneigung gehabt gegen »die pure Zerlegung, gegen Hebel und Schrauben als Werkzeuge des Experiments, gegen die Leichenbank, welche diese Werkzeuge von der Natur übrigzulassen schienen«, attestierte Ernst Bloch in seiner im amerikanischen Exil entstandenen Hegel-Studie »Subjekt-Objekt« dem Naturforscher Johann Wolfgang von Goethe. Was eine Ideologiekritik, die aus der »Dialektik der Aufklärung« ihre Widersprüche und damit die Aufklärung selbst auszutreiben trachtet, heute auf dieses Diktum antworten würde, ist vorhersehbar. Bloch, halb Lebensphilosoph und halb Stalinist, sei ohnehin immer schon eine problematische Figur gewesen; in der Denunziation von Analyse, Werkzeug und Experiment artikuliere sich ein Ressentiment gegen instrumentelle Vernunft; und überhaupt sei der Dichter und Politiker Goethe dem dilettierenden Naturwissenschaftler überlegen gewesen. Als einer der Ersten und bislang Letzen unter den authentischen Fortführern der Kritischen Theorie hat Alfred Schmidt in seinem 1984 erschienenen Buch »Goethes herrlich leuchtende Natur« einer solchen Halbierung der »Dialektik der Aufklärung« im Namen eines vulgärpositivistischen Vernunftbegriffs dezidiert widersprochen. Der Versuch einer Anknüpfung an Goethes naturwissenschaftliche Schriften und einer Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Kritischer Theorie und Naturwissenschaften schien in Schmidts Arbeit damals ein Novum zu sein. Aber er führte nur auf anderem Gebiet fort, was er zuvor, in seinen Studien zum Konnex von Strukturalismus und Existenzialismus, begonnen hatte: die möglichst genaue Bestimmung dessen, was bei Adorno und Horkheimer »Vorrang des Objekts« genannt wird.

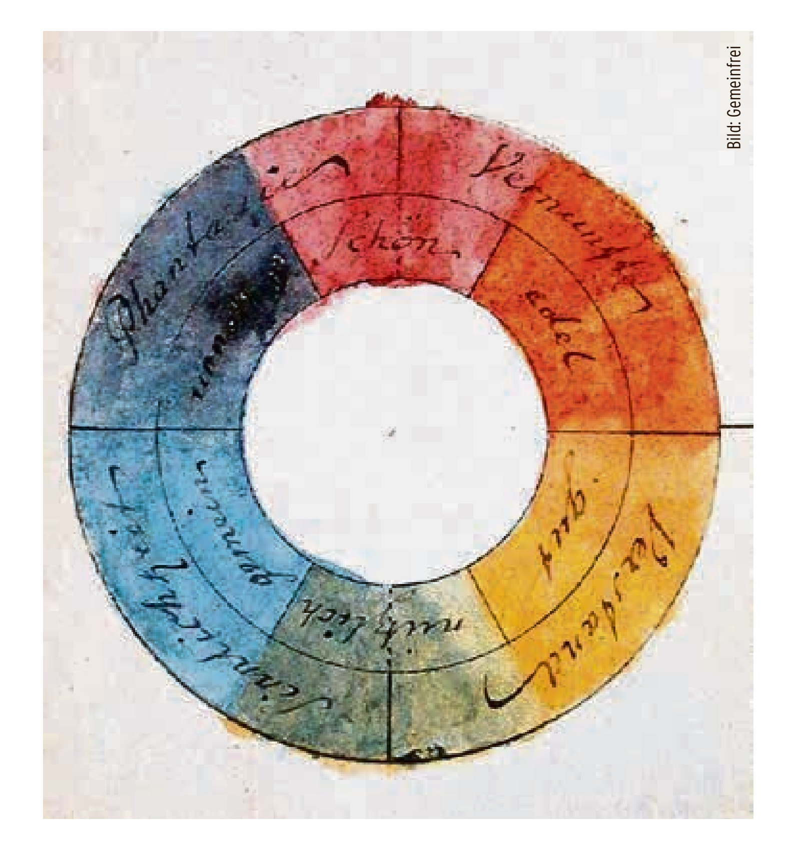


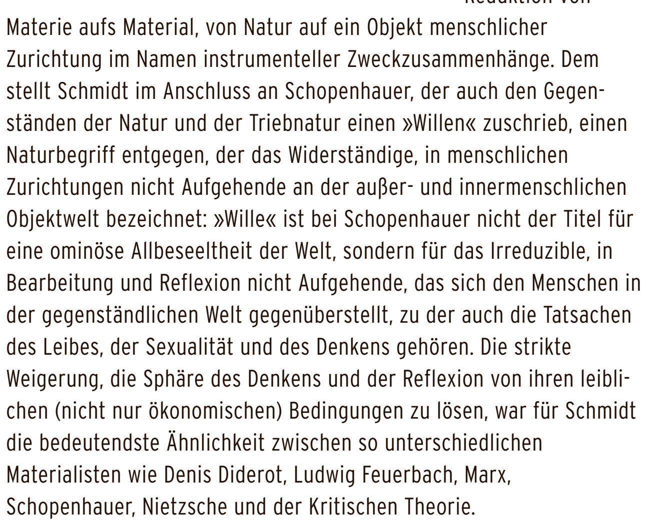
Bild: Gemeinfrei

Goethes Farbkreis (1809)

Vor allem in »Geschichte und Struktur« (1971) und in der 1975 gemeinsam mit dem katholischen Theologen Werner Post veröffentlichten Studie »Was ist Materialismus?« hatte Schmidt sich der Frage, was der Gegenstand der Geschichtsschreibung sei, aus einem Blickwinkel genähert, der spätere philosophische und geschichtswissenschaftliche Diskussionen – wie die Kontroversen über die Relation zwischen Realismus und Nominalismus sowie »Strukturgeschichte« und »Ereignisgeschichte« – vorweggenommen hat. Der Schmidts Untersuchungen verbindende Impuls bestand darin, die als geistesgeschichtliche Rivalen erscheinenden Strömungen des Existenzialismus und Strukturalismus zu kritisieren, indem der einen jeweils gegen die andere, aber nicht an sich selbst Recht gegeben wird. Der Strukturalismus stand für Schmidt für eine »nominalistische« Geschichtsauffassung, die dazu neigte, den materiellen Geschichtsprozess gegenüber den »Strukturen«, in denen er zur Erscheinung kommt, zu disqualifizieren; der Existenzialismus umgekehrt für eine »realistische« Auffassung, die mit dem Primat der »Existenz« den Vorrang der Wirklichkeit gegenüber ihren wandelnden Erscheinungsweisen geltend machte. Nicht um beide Tendenzen miteinander ins Gespräch zu bringen, sondern um polemisch ihren Wahrheitsgehalt gegeneinander zu konturieren und dadurch auf die Unwahrheit zu verweisen, von der beide zeugen, setzte Schmidt sie zueinander in Beziehung.

Die Wahrheit, die der Existenzialismus gegen den Strukturalismus festhält, ist die unhintergehbare Objektivität des Subjekts, die nie in bloß subjektiven »Standpunkten«, »Perspektiven«, und wie der postmoderne Relativismus sonst noch die subjektiv vermittelte Wahrheitserkenntnis nennt, aufgeht. Die Wahrheit, die der Strukturalismus im Widerspruch zur Hypostasierung des Existenzbegriffs festhält, besteht in der Überformtheit aller subjektiven Regungen, Reflexionen und Erkenntnisse durch ein übergeordnetes Allgemeines, das sie ermöglicht und das sie, weil es ein schlechtes Allgemeines ist, mit den Malen der Unfreiheit zeichnet. Schmidt gibt nicht etwa beiden Positionen gleichermaßen Recht, sondern analysiert Strukturalismus wie Existenzialismus als komplementäre Erscheinungsformen eines undurchdrungenen Widerspruchs, den seiner Ansicht nach nur der historische Materialismus auf dem Reflexionsstand der Kritischen Theorie auf den Begriff zu bringen vermag. Damit benannte Schmidt einen Aspekt der »Dialektik der Aufklärung«, der seitdem kaum je wieder aufgegriffen worden ist, sondern entweder – wie von Jürgen Habermas und seinen Adepten – zugunsten der Rückkehr zu einem positivistischen Vernunftbegriff ad acta gelegt oder – wie in der heute schon wieder zehn Jahre zurückliegenden Diskussion im antideutschen Milieu über die Möglichkeit einer »Ergänzung« der Kritischen Theorie durch das Denken Sartres – de facto gegen Adorno und Horkheimer aufgelöst wurde.

Schmidt selbst hat das notwendig widersprüchliche Verhältnis zwischen Nominalismus und Rationalismus 1977 in seinen »Drei Studien über Materialismus«, die sich dem Glücksbegriff bei den französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts, bei Arthur Schopenhauer und Max Horkheimer widmen, mit Blick auf das Naturverständnis des materialistischen Denkens wieder aufgegriffen. Dieses Buch, das vor allem deshalb besonders lesenswert ist, weil es gegen marxistische Deutungen der Kritischen Theorie die untergründigen Verbindungen von Horkheimers Materialismus mit dem Denken von Schopenhauer und Nietzsche herausstellt, kritisiert am mechanistischen Begriff der Materie und der Natur im Marxismus die Reduktion von Materie aufs Material, von Natur auf ein Objekt menschlicher Zurichtung im Namen instrumenteller Zweckzusammenhänge. Dem stellt Schmidt im Anschluss an Schopenhauer, der auch den Gegenständen der Natur und der Triebnatur einen »Willen« zuschrieb, einen Naturbegriff entgegen, der das Widerständige, in menschlichen Zurichtungen nicht Aufgehende an der außer- und innermenschlichen Objektwelt bezeichnet: »Wille« ist bei Schopenhauer nicht der Titel für eine ominöse Allbeseeltheit der Welt, sondern für das Irreduzible, in Bearbeitung und Reflexion nicht Aufgehende, das sich den Menschen in der gegenständlichen Welt gegenüberstellt, zu der auch die Tatsachen des Leibes, der Sexualität und des Denkens gehören. Die strikte Weigerung, die Sphäre des Denkens und der Reflexion von ihren leiblichen (nicht nur ökonomischen) Bedingungen zu lösen, war für Schmidt die bedeutendste Ähnlichkeit zwischen so unterschiedlichen Materialisten wie Denis Diderot, Ludwig Feuerbach, Marx, Schopenhauer, Nietzsche und der Kritischen Theorie.



In diese Tradition gehört, wie Schmidt in »Goethes herrlich leuchtende Natur« aufgewiesen hat, auch Goethe, dessen Naturforschungen er als Versuch deutet, Elemente des spätaufklärerischen Naturbegriffs mit der frühromantischen Naturphilosophie, wie sie von Schelling und Hölderlin formuliert wurde, in Beziehung zu setzen. Dabei zeichnen sich Goethes naturkundliche Schriften, die präzise Beobachtung mit Spekulation verbinden, für Schmidt dadurch aus, dass sie das Eigenrecht der Gegenstände der Natur gegenüber dem Beobachter geltend machen, ohne aus der Natur ihrerseits, wie es später in den irrationalistischen Strömungen der Romantik geschah, ein Übersubjekt zu machen, dem die Menschen nur zu gehorchen hätten. Programmatisch zitiert er Goethes Zeilen: »Die Natur versteht gar keinen Spaß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge, sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer die des Menschen.« Dies allerdings ist nur deshalb so, weil der Mensch selber denkend, urteilend und reflektierend zu sich als Fremdem ins Verhältnis tretende, den Naturzwang transzendierende Natur ist: das einzige Stück Natur gleichsam, das, weil es Fehler machen, auch die Wahrheit erkennen kann. Um der Natur, die sein Gegenstand ist, angemessen zu antworten, statt sie nur zu beherrschen, muss der Mensch daher, seiner selbst bewusst, ihr ähnlich sein: ernst, streng und wahrhaftig. Gerecht werden kann der Natur nur eine menschliche Betrachtung, die, so Goethe, nach der »Wahrheit der Objekte« in ihrer »natürlichen Reinheit« sucht, und der auf Seiten des Betrachters »eine gewisser ruhige Reinheit des Innern« entsprechen müsse, »das von gar nichts gestört und präokkupiert ist«. Hierin macht Schmidt eine Verhaltensmaxime nicht nur für den Naturforscher, sondern für jeden Menschen aus: sich nicht haltlos in den – das Subjekt umspannenden – Mittel-Zweck-Zusammenhängen aufreiben lassen; die Ruhe und zugleich Spontaneität aufbringen, deren es bedarf, um überhaupt etwas Substanzielles zu erkennen; in Freiheit die Fähigkeit bewahren, sich von der Welt, in welchen Formen auch immer sie einem begegnet, affizieren zu lassen und sie seinerseits zu affizieren.

Aus dieser Maxime erklärt sich ein Charakteristikum von Schmidts Schriften seit den späten achtziger Jahren: die intellektuelle Hinwendung zur Freimaurerei. Noch als Horkheimers Schüler war Schmidt von diesem, der wie sein Vater Freimaurer gewesen ist, in eine Frankfurter Freimaurerloge eingeführt worden. Auch sein Interesse an Schopenhauer und dessen Religionsphilosophie dürfte durch diese Initiation gestärkt worden sein; die 1986, zwei Jahre nach der Goethe-Studie, erschienene Schrift »Die Wahrheit im Gewande der Lüge« bezeugt das ebenso wie das zwei Jahre nach Schmidts Tod 2014 von Klaus-Jürgen Grün und Thomas Forwe aus dem Nachlass herausgegebene Buch »Entstehungsgeschichte der humanitären Freimaurerei«. An der Freimaurerei reizte Schmidt offenbar nicht nur der unbefangene und in gewisser Weise dilettantische, jedenfalls außerwissenschaftliche Zugang zu Gegenständen der Natur- und Geisteswissenschaften, sondern auch ein spezifisches Verständnis des geistigen Menschen, das er unter anderem im Privatgelehrten Schopenhauer verkörpert sah. Lebensgeschichtlich disponiert für solche Sympathien war Schmidt durch den für deutsche Akademiker seiner Genration eher ungewöhnlichen Hintergrund: Er kam aus einfachsten Verhältnissen (der Vater war Mechaniker) und empfand sich lange Zeit sowohl in seinem Familien- und Freundeskreis, der philosophischen Interessen gegenüber nicht aufgeschlossen war, wie in der Academia, wo Leute wie er als ungebildet angesehen wurden, als exterritorial. Die Freimaurerei war zwar durch ihre klandestinen Organisationsformen, die ihre Mitglieder gegen Konformismen immunisieren sollten, elitär, in ihrem Bildungsverständnis aber radikal egalitär. Sie verstand sich als Assoziation freier Privatleute, die innerhalb und zugleich außerhalb der Gesellschaft Zirkel begründeten, um ohne Vorbehalte und heute übliche verinnerlichte Redehemmungen über alles sprechen zu können, was ihnen wichtig und interessant war.

Insofern hat die Freimaurerei in ihren sympathischen wie obskuren Zügen am längsten an einem Begriff des Laientums festgehalten, der in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts gängig war und auch Goethe viel bedeutet hat. Der Laie in diesem Sinn ist weder der Fachmann, der sich nur in einer Sache und darum in Wahrheit nirgends auskennt, noch der Idiot, der mit den Angelegenheiten öffentlichen Lebens so wenig wie möglich behelligt werden will und jeden Irrtum damit entschuldigt, dass er es nicht so genau hat wissen können. Vielmehr ist der Laie ansprechbar für die Welt, die ihm begegnet, und daher auch vorbehaltlos bereit, alles anzusprechen, was ihm darin unterkommt. Darum hat er weit mehr Gemeinsamkeiten als mit dem Gelehrten mit dem Projektemacher (auch ein Wort des 18.Jahrhunderts), der zwar vieles anfängt, manches liegen lässt und nicht alles zu Ende bringt, sich aber allem, was er beginnt, mit Ernst und Freundlichkeit widmet. Viele meist zu Unrecht als »große Männer« der deutschen Geistesgeschichte bewunderte oder verabscheute Autoren, die ansonsten nicht viel verbindet (von Goethe über Thomas Mann bis Bertolt Brecht), stehen in dieser Laientradition, in der Schmidt auch die Auseinandersetzung der Kritischen Theorie mit den Natur- und Geisteswissenschaften sowie mit dem Begriff der Wissenschaft überhaupt angesiedelt sah. In einer Epoche, in der stupide Wissenschafts- und Faktengläubigkeit mit naivstem Aberglauben konvergiert, ist daran unbedingt zu erinnern.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und von 2015 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der zweite und abschließende Band der Essaysammlung* Die Antiquiertheit des Sexus.

kann



Der STWST-Jahresclaim 2024

So schaut's aus, in der schönen neuen Welt da draußen: Eine Abbaugesellschaft, die immer noch so tut, als wären wir im Wiederaufbau. Gesinnungen, die politische Haltungen fortsetzen, die längst entsorgt hätten werden sollen. Eine Spezies, die sich selbst abschafft und trotzdem lacht. Ein Kunstzirkus, der seine eigenen Revolten vergisst. Eine Spektakelkultur, die den Kitt herstellt. Eine Szene, die mit ihren eigenen Strukturen beschäftigt ist. Diskurslandschaften, die Sprüche canceln, die kontaminiert sind. Fragen wir doch gleich so: Hatte die Reinigungskraft, die in den 1980ern die Fettecke von Beuys entfernt hat, eigentlich recht? Wir, die STWST, wollen im Jahr 2024 Dinge anvisieren, die weg können. Und fragen: Wer rettet die Kunst? Wer schreibt die Prompts für die Zukunft? Was ist deine Fettecke?

Mit dem STWST Jahresclaim visieren wir 2024 Dinge an, die weg können. Canceln oder retten? Offene Beiträge ohne Deadline an: office@stwst.at, Betreff: Ich kann/will weg.

Dann ist Kultur überhaupt misslungen

Unter dem Titel »Kultur ist der Kitt« fand jüngst eine Veranstaltungsreihe im Conne Island und dem Literaturhaus in Leipzig statt. Zu den Beweggründen, den einzelnen Veranstaltungen und Reaktionen stehen sich *Krac* und *Curcio* vom Infoladen Rede und Antwort.

Vielleicht vorab ein paar Worte zu uns und wie wir auf das Thema kamen?

Wir – das sind wenige Leute aus dem Infoladen, die neben der Archivarbeit u.a. Vorträge, Seminare und Lesekreise organisieren. In den letzten Jahren waren das u.a. eine Reihe zum Eigensinn der Kritik – der Kritik des Eigensinns oder Lesekreise zur Krise der Revolutionstheorie, u.a. Wolfgang Pohrts »Theorie des Gebrauchswerts«. »Neben der Archivarbeit« heißt, neben der Aufnahme und Verschlagwortung von circa 60 Zeitungsabonnements, von neuen Büchern und insbesondere Grauer Literatur wie Zines, Pamphleten, Flugschriften oder Broschüren in unseren Online-Katalog »Dataspace«. Wir sehen den Infoladen als ein Gedächtnis früherer Debatten innerhalb der Linken, der Jugend- und Subkultur; insbesondere der minoritären Stimmen innerhalb der Linken. Stimmen, die nicht in Parteien, ihren Vorfeldorganisationen und großen Blättern bzw. Strömungen abgebildet sind, weil sie mit ihnen nichts zu tun haben wollen oder nicht akzeptiert werden. Dabei ist die Einteilung dieser Positionen selbst das Produkt von Debatten. Was »geht« und was nicht, ist dauerhaft im Fluss – wenig ist in Stein gemeißelt. Allerdings hat sich in der Art und Weise, wie der Streit darüber ausgetragen wird, in den letzten 10-15 Jahren etwas getan. Was früher schlicht abseitig war, wird heute moralisierend kategorisiert und aus dem Spiel genommen: Begriffe, die über Jahrzehnte nur als *konkrete* eine Bedeutung hatten und diese sukzessive verloren haben, werden heute entkernt als Instrument benutzt, um andere Strömungen zu verbannen. Spürbar ist das für uns im Archiv nicht nur an der fehlenden Rezeption abseitiger Traktate, den Versuchen, die Diskussion ebensolcher zu verunmöglichen, sondern auch an der immer geringeren Produktion von unangepassten Texten. Spleenige Reflexionen aus der linken Szene, wie z.B. zur »allgemeine[n] Theorie der Rekuperation« der obskuren Gruppe *Neue Feindschaft*, sind eine absolute Seltenheit geworden.

Nun wird bei dieser Art Diskursbegradigung, dem Abschneiden der Opposition, immer auch ein Stück Geschichte mit abgeschnitten – bezeichnend ist gerade, dass die Art und Weise, wie dabei diskutiert wird, oft von der eigenen Geschichtslosigkeit zollt. Die Häufung dieser Art von Machenschaften im Kulturmilieu kommt nicht zuletzt daher, dass sich weite Teile der Linken vor vielen Jahren um eine Politisierung der Kultur bemühten und in der Kulturalisierung der Politik ihr Telos fanden. Gleichzeitig dazu – und das dürfte miteinander zu tun haben – ging mit der Substanz der Begriffe die Spannung zur Gesellschaft verloren. Die Konturen werden schwach, wenn der post-autonome Punker im Subkultur-Treff mit den gleichen Begriffen jongliert, wie das die deutsche Kulturministerin tut und das auch nicht großartig auffällt. Das erzeugt nicht nur Langeweile, sondern eine Kultur, bei der Leute, die sich links/radikal schimpfen, im Gleichschritt mit der Staatsministerin für Kultur und Medien stampfen und sich nichtsdestotrotz in einem Gestus des Oppositionellen gerieren. Prägnant zum Programm gegossen wurde dies von eben jener Ministerin Claudia Roth mit dem Mantra: »Kultur ist der Kitt«. Dem wollten wir eine Reprise der Begriffe entgegenstellen, um der Klebrigkeit der Verhältnisse nicht länger auf den Leim zu gehen.

Warum gerade Claudia Roth, was spricht beispielsweise gegen ihre Aussage: »Kreativität, Fortschritt, Freiheit, Offenheit, Menschlichkeit – all das ist Kultur, ist die Grundlage unseres Zusammenlebens«?

Fragt man Claudia Roth, dann ist Kultur irgendwie alles – alles was irgendwie toll, was schön ist, wo Leute sich begegnen, tanzen, quatschen und vor allem und über alles: wo sie *menscheln*. Es interessiert uns hier, wie sie mit Fug und Recht als ideeller Gesamtkulturmensch gelten kann und ihr Gerede von der Kultur alles in einem Brei aufgehen lässt, der am Ende vor allem eine Versicherung an die eigene Entourage ist: »Wir sind die Guten«. Dagegen kann man aber etwas haben und gegen sie; aus guten Gründen. Das heißt nicht, dass man gegen die Attribute »Kreativität, Fortschritt, Freiheit, Offenheit, Menschlichkeit« etwas hat, nur setzt die Staatsministerin sie als eh gegeben voraus und prämiert auf dieser Basis; als würde die Basis dieser Gesellschaft jene Attribute nicht unterminieren.
Wenn Claudia Roth Kultur sagt, sagt sie auch Verwaltung. Das ist natürlich auch ihre Aufgabe als Staatsministerin für Kultur. Vulgär ist das nicht. Vulgär ist die Identifikation mit der eigenen Erniedrigung, die sie goutiert – ihre Miene ist das Grinsen. Sie sind in jedem Sinne staatstragend, Claudia Roth und ihre Kultur; qua Beruf und Berufung. Wo sie das Aufrütteln beschwört, da wird um die Ecke an die Kandare genommen. Freilich nicht mit Stiefeln im Genick. Allein die Sprache vermittelt das Einverständnis. Die Begriffe des Menschlichen, der Solidarität und Freiheit werden entkernt zum Jargon, der das progressive Milieu zur feinen Gesellschaft adelt. Lange schon wird die sogenannte Antragsprosa, in dem das kulturelle Milieu mit seinem Trog korrespondiert, nicht mal mehr als Abpressen vom Einverständnis mit den *powers that be* erfahren. Kein Ekel, nur Freude über den Applaus. Der Alternativ-Sprech ist ganz oben angekommen und trotzdem hält man den Gestus des Aufrüttlers, des Unangepassten, um sich auch das Kritisch-Sein ans Revers heften zu können. An dieser Stelle geht es nicht darum, Gewese um die Subvention von Kultur zu machen, man mühte sich an der bloßen Form ab und schafft lahmes Theater. Wird in der Kultur und von Kreativen – oder wie man sie eben nennen will – ein Theater um die Subversion gemacht, wird Rebellion gemimt. Dann handelt es sich um schlechtes Theater: Einer spielt den Stier, der andere den Torero; zu Schaden kommt niemand.
Parodie von Freiheit, Dressur auf die Welt, wie sie ist, ist die Masche von Kulturindustrie. Davor ist niemand einfach gefeit, die Regungen und damit auch das Kulturelle als autonomer Bereich sind angefressen. Als Reflex auf die Welt ist Kultur gebunden an die Differenz der Einzelnen, die sie machen, von der Gesellschaft, auf die sie reagieren; mit anderen Worten, gebunden an eine Spannung, die im Widerspruch ausgetragen wird. Spannung ist jedoch nicht naturgegeben. Oder wie Richard Schuberth in einer Lesung seiner Texte zur »Rückkehr des Dschungels« innerhalb der Reihe meinte: »Und immer wenn Kulturreklame jemanden als »großen Unbequemen« annonciert, kann man mit Sicherheit annehmen, dass sich wieder mal wer in die Reservearmee der kleinen Bequemen eingereiht hat.« Bezogen auf die historischen Avantgarde-Bewegungen haben wir das mit Mikkel Bolt Rasmussen diskutiert, der bei uns Thesen aus seinem Buch »After The Great Refusal« über den Versuch radikaler Kunst, in Form eines langen Marsches durch die Institutionen zu wirken, referierte. Nicht selten wird jener Spannungsverlust in Kulturprojekten oder *Artspaces* durch erhöhten Druck innerhalb der eigenen Gruppe ersetzt. Eindringlich kann man das bei Su Tiqqun in »Zeugin und Täter« nachlesen, worin sie ihre Zeit im Kunsthaus Tacheles in Berlin verarbeitet hat. Eine Geschichte auch über die Subkultur und ihren Verbleib, die sie in Auszügen im Infoladen vorstellte und uns damit das Schrecken lehrte.

Was heißt dann überhaupt Kultur?

Es ist nicht zu verleugnen: von Kultur hat jeder zweite so seine sogenannte Meinung. Das rührt nicht unbedingt aus dem Irrsinn der Einzelnen. Der Begriff schillert, weil er sich spaltet und mehrerlei Bedeutungen trägt. Das eine Mal bezeichnet er alles, was von Menschen gemacht ist, was nicht Natur sei, und meint Zivilisation, oft als erweiterter »Begriff der Kultur« gefasst. Das andere Mal soll er einstehen für alles, was der »nackten Notdurft des Lebens enthoben« ist, dann zu sehen als »enger Begriff der Kultur« und dem »Geistigen« zugeschrieben. Oder von der Herkunft des Wortes her, dem lateinischen »colere«, was pflegen oder urbar machen bedeutet; soll heißen, die landwirtschaftliche Tätigkeit des Ackerbaus – die Formung der Natur samt ihrer Pflege. Beim Gedanken des Beackerns kommt schnell abhanden, dass der Mensch ja selbst ein Stück Natur ist. Also auch das ist Kultur, das Pflegen und Formen der menschlichen Natur.

Kaum lassen sich die unterschiedlichen Kultur-Begriffe voneinander trennen, sie ragen ineinander hinein. Wenn Kultur mehr sein will als die bloße Reproduktion, dann ist sie ebenso Produkt der Reflexion auf die Gesellschaft und ihre Geschichte. Sie ist Arbeit, kommt kaum ohne Vorgänger aus, selbst in der Abstoßung von diesen. Als geistige Arbeit ist sie auf die materielle Arbeit verwiesen, ebenso auf die gesellschaftliche Trennung von beiden. Sie ist verwiesen auf die Träume und Wünsche der Toten, die wiederum in ihren Produkten aufgespeichert sind. Und sie ist verwiesen auf diejenigen, die geackert und geblutet haben für die Artefakte, die wir als Kultur im gesellschaftlichen Pantheon erleben. Darauf rekurriert Walter Benjamins Satz aus den »Thesen über den Begriff der Geschichte«: »Niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein.« Oder Theodor W. Adorno, der schrieb: »Begreift man Kultur nachdrücklich genug als Entbarbarisierung der Menschen, die sie dem Zustand bloßer Natur enthebt, ohne diesen Zustand durch gewalttätige Unterdrückung erst recht zu perpetuieren, dann ist Kultur überhaupt mißlungen.«

Ein Plädoyer für Kulturfeindschaft?

Gerade nicht. Niemand muss in den Chor der Kulturfeinde einsteigen, deren Abneigung nicht gegen das Fortwesen des Barbarischen steht, sondern auf seine volle Entfaltung schielt. Deren Kritik ist keine, sie ist Kulturkampf, das Ringen um die eigene Kultur gegen die inneren und äußeren Feinde im Tenor des Unpolitischen: Schweine, wie Hanns Johst eines war, vom Kampfbund für deutsche Kultur. Von ihm stammt das hier: »Nein, zehn Schritt vom Leibe mit dem ganzen Weltanschauungssalat… Hier wird scharf geschossen! Wenn ich Kultur höre… entsichere ich meinen Browning!«. Um solchen Kämpfern etwas zu entgegnen, wird man durch den Brei, der »Kultur als Kitt«, hindurch müssen, um etwas aufzusprengen, was jenseits von beiden überhaupt erst Kultur im vollen Sinne werden könnte.
Gegenwärtig könnte Kultur den »Dialog mit den Toten« (Heiner Müller) aufnehmen, um sie zu ihrem Recht kommen zu lassen und vom Alpdruck der gemarterten Geschlechter befreien. Frank Raddatz hat dazu sehr lesenswerte Interviews mit Heiner Müller geführt, welche u.a. in »Jenseits der Nation« abgedruckt sind, die die bleierne Zeit einer reinen Gegenwart seit den 1980ern reflektieren. Gemeinsam mit Raddatz konnten wir jene Bewegung zur Versteinerung des Horizonts auch in Leipzig diskutieren und werden einen Mitschnitt veröffentlichen. Dieser absoluten Gegenwart zum Trotz könnte Kultur eine Zukunft aufsprengen, die sich wesentlich von der Gegenwart unterscheidet. Dazu hat Walter Benjamin ein Programm vorgegeben, namentlich dem *Materialismus*: »die Geschichte gegen den Strich zu bürsten.« Versuche darin haben wir an einem Abend in Form von Hörstücken u.a. aus der Sendereihe *Wutpilger Streifzüge* gehört, kuratiert von Lukas Holfeld, Herausgeber des Magazins *Kunst, Spektakel und Revolution*, das sich eben jenem Programm verschrieben hat. Nachhören kann man die Sendungen und ein Feature zu unserer Reihe auf YouTube.

Und was bleibt für ein Archiv wie den Infoladen?

Kultur bleibt dem Negativen verhaftet, kommt aus dem Grauen nicht raus, solange das Grauen nicht aufhört. Solange Menschen verhungern und nicht Schluss gemacht wird mit der Herrschaft über den Menschen und über die Natur. So lange kann Kultur nur der Stachel sein oder sie ist nicht. Mindestens so lange werden wir versuchen zu bergen, was der herrschenden Kultur widerstrebt.

Krac und Curcio sind im Infoladen im Conne Island aktiv und haben die Reihe »Kultur ist der Kitt« mitveranstaltet.

»Kultur als Kitt« …

… wurde von einer kleinen Gruppe aus dem Infoladen im Conne Island in Zusammenarbeit mit dem Literaturhaus Leipzig veranstaltet und bot Gelegenheit, bei acht Veranstaltungen über die Kulturalisierung von Politik und den Verbleib von Subkultur zu diskutieren. Details zu den einzelnen Veranstaltungen finden sich auf der Website des Conne Island unter *https://conne-island.de/news/280.html*. Rückmeldungen und Vorschläge für weitere Veranstaltungen werden gerne entgegengenommen via leipzig[at]infoladen.de

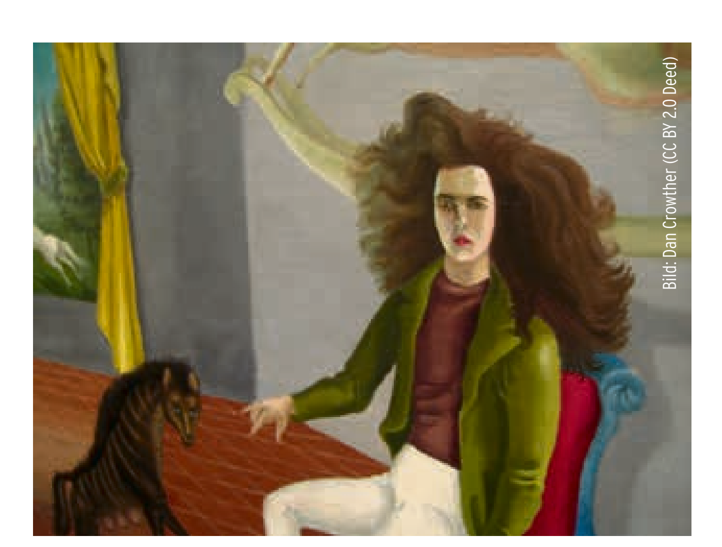
Nach der großen Verweigerung…

Auszug aus dem Vortrag zur historischen Avantgarde, den *Mikkel Bolt Rasmussen* im Rahmen der Reihe »Kultur ist der Kitt« im Conne Island gehalten hat.

Kunst und ~~Revolution~~

Die Untersuchung künstlerischer Praktiken in einer Situation, in der die Gewalt des Kapitals zunimmt, in der immer mehr Menschen auf die Straße gehen, mag seltsam erscheinen, aber die moderne Kunst war von Anfang an einer der wenigen Orte, an denen es denkbar und möglich war – nicht, dass es einfach war –, sich die Welt anders vorzustellen. Deshalb beschreibt T.J. Clark, englischer Kunsthistoriker und ehemaliges Mitglied der britischen Sektion der Situationistischen Internationale, in seinem Buch *Farewell to An Idea* die moderne Kunst und ihr Verhältnis zur Arbeiterbewegung und zum Sozialismus, indem er schreibt, dass die moderne Kunst ein Versuch war, der kapitalistischen Moderne eine andere Form jenseits von Lohnarbeit und Nationalstaat zu geben. Nicht, dass moderne Kunst und Sozialismus jemals identisch gewesen wären, aber sie waren eng miteinander verbunden. Kunst als revolutionäre Politik und Politik als Versuch, den Kapitalismus zu überwinden. Es bestand keine Einigkeit darüber, wie diese Ablösung aussehen sollte: Die vielen Debatten über die Politik des Übergangs zeugen davon, aber man glaubte wirklich, dass es möglich sei, die herrschende Ordnung nicht nur herauszufordern, sondern tatsächlich aus ihr herauszutreten. Das ist natürlich nicht mehr der Fall.

Die Krise erscheint uns heute anders als den Surrealisten in der Zwischenkriegszeit oder den Situationisten im Wirtschaftsboom der Nachkriegszeit. Auch sie sahen sich mit einer sich beschleunigenden politisch-ökonomischen Dynamik konfrontiert, die es immer schwieriger machte, sich zu orientieren und mit den Gegebenheiten, Möglichkeiten und Herausforderungen zurechtzukommen. Vor allem die Surrealisten traten erst mit erheblicher Verspätung auf den Plan: Die proletarische Offensive war bereits am Abklingen, als die Gruppe 1924 gegründet wurde. Sie waren gezwungen, sich gegenüber einer rasch degenerierenden sowjetischen staatskapitalistischen Ordnung zu positionieren, die eine Alternative zu einem krisengeschüttelten Privatkapitalismus darstellte – oder auch nicht –, der innerhalb von nur 15 Jahren von einer bizarren Notlösung zur nächsten taumelte, von Mussolini zu Hitler. Für die Situationisten war es nicht weniger kompliziert: Sie wurden Zeugen einer intensiven Ausweitung der Fähigkeit, die politische Ökonomie zu fetischisieren, wodurch das Kapital die Kontrolle über die menschliche Vorstellungskraft erlangte. Massenmedien, Kunst und Politik verschmolzen in der Gesellschaft des Spektakels miteinander. Die Situationisten bezeichneten diese Entwicklung als »Kolonisierung des Alltags«, vergleichbar mit der »ersten« Kolonisierung: der Plünderung, Versklavung und Einrichtung von Seewegen rund um den Globus. Die Arbeiter in der Heimat waren leichter zu kontrollieren, sobald sie Zugang zu Kaffee, Zucker und Opiaten aus den Kolonien hatten. Dennoch waren die Surrealisten und Situationisten davon überzeugt, dass in der verfallenden kapitalistischen Welt, in der sie bereits lebten, eine neue Welt auf sie wartete. Diese Überzeugung teilten sie mit den verschiedenen sozialistischen Bewegungen, seien sie nun leninistisch oder sozialdemokratisch, Drittweltler oder Rätekommunisten: Sie alle betrachteten die bestehende Ordnung aus der Perspektive eines transformatorischen Potenzials.



Heroisierung harter Arbeit sieht anders aus: Selbstporträt von Leonora Carrington

Wer einmal eine Zeitschrift der Situationisten gelesen oder ein Gemälde von Yves Tanguy oder Leonora Carrington betrachtet hat, weiß, dass die Avantgarden keineswegs die Vorstellungen der etablierten Arbeiterbewegung von Fortschritt, Produktivität und Freude an harter Arbeit teilten. Die Avantgarden hatten nichts als Verachtung für die verschiedenen sozialistischen Vorstellungen von einer selbstgerechten männlichen Arbeitskultur, die durch harte körperliche Arbeit und Askese gekennzeichnet war. Sie versuchten, sich anderen Lebensformen zuzuwenden und sie zu verwirklichen, aber auf die eine oder andere Weise verfolgten sie dennoch dasselbe Projekt – ein Projekt, das die moderne kapitalistische Zivilisation in eine andere Richtung drängen sollte. Im Falle der Avantgarden bestand dieses Projekt darin, eine alternative Gemeinschaft außerhalb des Rahmens der Nation zu schaffen, die nicht durch Geld und Waren vermittelt wurde.

Einige der Schwierigkeiten, mit denen die Avantgarden konfrontiert waren, betrafen entweder die Form des Sozialismus oder die allmähliche Akzeptanz der Kapitalakkumulation und die Art und Weise, wie der Nationalstaat aufgebaut ist. Die Tatsache, dass die Linke – die deutschen Sozialdemokraten waren schon 1914 ein Beispiel dafür – nicht nur im Rahmen der modernen nationaldemokratischen Klassengesellschaft zu agieren begann, sondern auch aufhörte, eine Welt jenseits von Wirtschaft, Lohnarbeit und Kapital anzustreben. Wie Walter Benjamin 1921 in seinem Text über Gewalt formulierte, hatte die etablierte Arbeiterbewegung aufgehört, die staatliche Form der Macht in Frage zu stellen.[1] Die brutale Niederschlagung der deutschen Revolution durch die deutschen Sozialdemokraten im Jahr 1919 bestätigte dies. Vor diesem Hintergrund ist Clarks Beschreibung dahingehend zu relativieren, dass die Moderne und vor allem avantgardistische Gruppen wie die Surrealisten und die Situationisten einem wilden Sozialismus näher standen, der ein Leben anstrebte, das aus mehr bestand als Lohnarbeit, Parlament und Familie. Mit anderen Worten: Sie standen außerhalb des etablierten reformistischen Teils der Arbeiterbewegung.

Man kann es vielleicht so formulieren: Die Avantgarden waren Bestandteil einer revolutionären Tradition. Das erklärt auch, warum der Modernismus kein Stil, sondern ein Programm war. »Architektur und Revolution«, wie die sowjetischen Konstruktivisten verkündeten. Es ging darum, eine andere Gesellschaft zu schaffen.

Rückblickend betrachtet ist die sowjetische Avantgarde ein Beispiel für diesen Ansatz wie keine andere Gruppe. Hunderte von Künstlern widmeten sich einem grandiosen Designprojekt, in dessen Rahmen alles, alle Gegenstände und Dinge, die wir im Alltag benutzen, überdacht und in eine neue Form gebracht werden sollten, die der neu entstehenden Gesellschaft entsprach. Eine Gesellschaft, die sich durch Autonomie und Gleichheit auszeichnet. Eine Hose in der neuen kommunistischen Gesellschaft konnte nicht dieselbe sein wie die in den kapitalistischen USA. Die passive kapitalistische Ware musste durch ein aktives sozialistisches Objekt ersetzt werden, wie der sowjetische Avantgarde-Theoretiker Boris Arvatov argumentierte. Die Künstler der Avantgarde waren sich darüber im Klaren, dass die Gesellschaft vergemeinschaftet werden musste und dass es von größter Wichtigkeit war, eine sofortige und allumfassende Umgestaltung der Gesellschaft einzuleiten. Die Schaffung eines neuen Menschen konnte nicht aufgeschoben werden, und es war unmöglich, wirtschaftliche, politische und kulturelle Kämpfe zu trennen. Die Avantgarde verstand die Bedeutung des Alltagslebens: Es musste umgestaltet werden, Kunst und Alltag sollten in einem revolutionären Prozess miteinander verschmelzen. Die Revolution bestand nicht nur darin, dass das Eigentum an den Produktionsmitteln den Besitzer wechselte, d.h. Kontrolle durch die Arbeiter; die Revolution sollte eine vollständige und unmittelbare Veränderung der Lebensweise der Menschen sein. Das war nicht der Fall: Die Russische Revolution wurde schnell auf die Ausübung politischer Macht über eine Gesellschaft reduziert, die sich nicht wie geplant verändert hatte.

Die Avantgarde hatte ein ganz besonderes Verständnis von Revolution, das sich während und unmittelbar nach den proletarischen Revolutionen in den Jahren 1917 bis 1921 entwickelte. Bei ihrer Revolution ging es nicht um Macht, sondern um das Experimentieren mit neuen Lebensformen. Genau hier, genau jetzt. Es reichte nicht aus, die Macht zu ergreifen. Sie musste völlig demontiert werden – sofort. Die situationistische Kritik an Lenin und den Bolschewiki brachte diese Sichtweise auf den Punkt: Sie hatten die Macht ergriffen, klammerten sich aber an sie und vergaßen, die Gesellschaft zu verändern, bis hin zur Aufrechterhaltung des Kapitals als wichtigstem Verteilungsmedium. Wie der französische marxistische Architekturhistoriker Anatole Kopp in seinen Büchern akribisch nachgewiesen hat, sollten die sowjetische revolutionäre Kunst und Architektur zu dieser Transformation beitragen, indem sie Formen schufen, die als »soziale Kondensatoren« dienten, wobei das Kunstwerk sowohl ein Abbild des kommenden Lebens als auch ein Medium für die Schaffung dieses Lebens war.[2] Auf diese Weise war die Avantgarde sowohl eine Bestätigung als auch eine Umkehrung der modernistischen Kunstideologie, der zufolge das Kunstwerk ein Potenzial enthält und Bilder einer anderen Welt schafft, weil es nicht den von außen vorgegebenen Regeln gehorcht.

Das ist die Avantgarde, die wir im Auge behalten müssen. Die Avantgarde als Prozess der revolutionären gesellschaftlichen Transformation, nicht die Avantgarde als Speerspitze einer linearen und progressiven historischen Entwicklung. Die Avantgarde war der selbstkritischste Teil der Euro-Moderne, als das Kunstwerk ein revolutionäres Experiment war, das sowohl in die Basis als auch in den Überbau eingriff, um eine alternative Gemeinschaft zu schaffen. Eine Gemeinschaft jenseits all der verschiedenen bürgerlichen Vorstellungen von Nationalität, Eigentum, Familie und Individuum. Die Avantgarden waren an der Formulierung einer antinationalen Gemeinschaft beteiligt, die das, was die jamaikanische Philosophin Sylvia Wynter als »techno-industriellen Fortschritt und national-rassisches Manifest Destiny« bezeichnet, in den Sand gesetzt hat.[3] Die Avantgarde hat es nicht so weit gebracht und ist in der antinationalen Geste stecken geblieben. Aber sie bietet einen guten Ausgangspunkt für das gegenwärtige Klima.

Ich denke, die antikünstlerischen Avantgardegruppen, die kommunistischen, die Surrealisten, die Situationisten, Black Mask und andere wussten das schon. Deshalb waren sie Avantgarden, ohne Avantgarde im politischen Sinne zu sein. Sie versuchten, revolutionäre Organisation mit Freiheit zu verbinden. Sie waren keine leninistischen Kader, die die Massen durch eine revolutionäre Umwälzung führen wollten. Sie sahen sich nicht als zukünftige Machthaber mit Fünfjahresplänen und politischen Programmen. Sie waren verlorene Kinder, die mit den toten Formen der Kunst und der Politik spielten und versuchten, das Alltagsleben zu entkommodifizieren. Sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die bestehende Ordnung zu provozieren und zu zerstören, und es ging ihnen nicht darum, jemanden zu führen oder den Arbeitern zu sagen, was sie zu tun hatten.

Ein Jahrhundert nach den Experimenten der sowjetischen Avantgarde und der Gründung der surrealistischen Gruppe können wir meines Erachtens feststellen, dass diese Gruppen versucht haben, eine komplexe Solidarität zu entwickeln, die damals noch im Entstehen begriffen war, die aber heute in Form einer revolutionären postkolonialen Position auf den Straßen von Paris, Minneapolis, Teheran und anderswo zum Tragen kommt. Die künstlerische Avantgarde verstand wie nur wenige andere zu dieser Zeit, dass der koloniale Kapitalismus ein barbarisches Ereignis nach dem anderen ist. Wenn die Gewalt in den Kolonien dies nicht schon deutlich gemacht hatte, dann zementierte der Erste Weltkrieg für die Dadaisten, die Konstruktivisten und die Surrealisten, dass die westliche Zivilisation auf einem enormen Maß an Staatsterror beruht und gezwungen ist, sich selbst zu reproduzieren: Von der »Entdeckung« Amerikas über New Echota, den Kongo, Verdun, Auschwitz bis Hiroshima. In den weit entfernten Kolonien und in den Zentren des Kapitals war der Staatsterror an der Tagesordnung. Deshalb haben sie sich anderswo umgesehen und sich von Praktiken und Lebensformen inspirieren lassen, die von der europäischen Moderne als rückständig angesehen wurden. Zweifellos war der Primitivismus der Avantgarden von Exotik geprägt, aber sie wollten zu Barbaren werden, um dem Gefängnis von Staat und Kapital zu entkommen.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors, deutsche Übersetzung: *deepl.com* & Versorgerin. Eine Fassung mit ausführlicheren Anmerkungen findet sich auf *versorgerin.stwst.at*.

---

[1] Walter Benjamin: »Kritik der Gewalt« [1921], *Selected Writings. Volume I: 1913-1926* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 1996), 246.

[2] Anatole Kopp: *Changer la vie, changer la ville. De la vie nouvelle aux problèmes urbains U.R.S.S 1917-1932* (Paris: Union Générale d'Éditions, 1975), 42.

[3] Sylvia Wynter, »Columbus, the Ocean Blue, and Fables That Stir the Mind: To Reinvent the Study of Letters«, Bainard Cowan und Jefferson Humphries (Hrsg.), *Poetics of the Americas: Race, Founding, and Textuality* (Baton Rouge & London: Louisiana State University Press, 1997), 151.

Mikkel Bolt Rasmussen ist Professor für Politische Ästhetik an der Universität Kopenhagen und Autor mehrerer Bücher – darunter Late Capitalist Fascism *(Polity, 2022) und* After the Great Refusal *(Zero Books, 2018).*

Ende kann weg, Volkskanzler muss weg

Was ein Ende der Demokratie mit der potentiell ewigen Diktatur der technologischen Entwicklungen zu tun haben könnte: Von Phantasmen des Endes schreibt *Tanja Brandmayr*.

Von welchem Ende reden wir? Von welchen Phantasmen? Ich beziehe mich in diesem Text auf einige Bilder und Referenzen, die mit einer Idee »des Endes« zu tun haben, mit Phantasmen vom Ende. »Das Ende« scheint dabei ein so klares Konstrukt zu sein, dass es meist unhinterfragt bleibt. Beziehungsweise: Dass auf einem »Konzept des Endes« bisher hauptsächlich Religionen (oder auch der Transhumanismus) das Händchen draufgehalten haben, und schöne bis schreckliche Erlösungsideen entwickelt haben, ist die eine Sache. Dass auch Diktaturen eine Art abstruses Monopol auf gefährliche Ewigkeitsideen halten, ist der andere Grund, das Konzept »des Endes« eventuell neu zu überdenken.

Der Volkskanzler (und das Ende der Demokratie).
Beginnen wir deshalb mit Aktuellem, auch wenn es zunächst weit weg scheint. Sehen wir uns das Konzept des Volkskanzlers an. Nicht nur Herbert Kickl, auch Adolf Hitler bezeichnete sich in seinen frühen Jahren als Volkskanzler[1]. Hitler wechselte dann bekanntermaßen in seiner Eigenbezeichnung zum Führer. Was will nun der Führer alias Volkskanzler, wenn man sein Verhältnis zum Ende ansieht? Ja, er will das Ende der Demokratie, so viel ist klar. Und ja, der Volkskanzler spielt mit den lebensfeindlichen bis morbiden Gefühlen seiner Anhänger. Der Todestrieb im Faschismus ist nicht unbekannt, als irrsinnigstes Phantasma verspricht er das »tausendjährige Reich«, nichts weniger als ein Versprechen auf die totale Ewigkeit. Religionen und Transhumanisten wirken im Spiel um die Verzweiflung der Menschen über ihre eigene Sterblichkeit (und die ultimative Demütigung durch den Tod), da irgendwie nur wie die Clowns im Spiel um das Ende. Denn das wahre Endspiel um die Ewigkeit betreibt hier ein politischer Willen mit Drall zur Gleichschaltung und Kontrolle. Demokratie abschaffen um das tausendjährige Reich zu installieren: Das ist ein Phantasma, das direkt in die tote Ewigkeit führt. Dass in der Installierung eines solchen Phantasmas, auch aktuell, Rechtsextreme nur die Drecksarbeit für diejenigen Rechten und Wertkonservativen ausführen, die Demokratie, selbstbestimmtes Leben, Aufklärung, Vernunft, Friede als quasi »woke« Errungenschaften unserer Zivilisation schon die ganze Zeit schlechtreden, mag sein. Dass sich diese Sympatisant:innen oder Halbympathisant:innen ebenso mit Putin, Orban oder der rechtsextremen AfD ins Bett legen, ist offensichtlich. Die Erstarkung dieser grauen Braunzonen, von smart bis zur offenen Wiederbetätigung, spielt sich aktuell vor unseren Augen ab, von der »realen Realität« bis hin zur Spielwiese der neuen digitalen (Halb-)Öffentlichkeiten. Dass in Umfragen aktuell 30% der Wähler:innen tatsächlich einen »Volkskanzler« mit seinen Kampf- und Untergangsphantasien würden wählen wollen, ist so unaussprechlich wie eine mögliche Wiederwahl Trumps – und das alles ohne unmittelbare Bedrohung oder ohne direkt von jenen Kriegen betroffen zu sein, die woanders stattfinden. Das ist alles entsetzlich und abzulehnen. Aber hier soll vor allem festgestellt werden, dass ein Ende der Demokratie eventuell in morbider Verbindung zur einer Idee von statischer Ewigkeit steht.[2]

Der Kapitalismus (und die Vorstellung seines Endes)
Die Kulturtheorie ist natürlich auch nicht faul gewesen. Sehr wohl beschäftigt sie sich mit dem Ende, aktuell tut das etwa Alessandro Sbordoni in seiner Publikation *Semiotics of the End*. Am Rückcover steht griffig formuliert: »Die Apokalypse wird nicht stattfinden, weil sie bereits vollzogen ist. Heute gibt es keinen Unterschied mehr zwischen dem Ende der Welt und dem Kapitalismus selbst«. Natürlich bezieht sich dieser Ansatz auf die Feststellung, wonach es leichter sei, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus. Dazu, ebenfalls im Kurztext zu Buch: »Wenn es einfacher ist, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus […], dann nur, weil wir uns noch nichts vorgestellt haben«. Das Buch versammelt dazu Essays, die seiner Leser:innenschaft spezifische Darstellungen »des Endes« in der Kultur des 21. Jahrhunderts vorführen. Es geht um Erschöpfung bzw Müdigkeit als Symptom einer »Psychopathologie des Kapitalismus«, Schlaflosigkeit und das Dauerleuchten des Bildschirmes, es geht um die Transformation von Zeit zu Konsum, von Freizeit, die im technologischen Komplett-Connecting zu Arbeitszeit wird, oder auch, um beispielhaft konkret zu werden, um eine Verschränkung von Jean Baudrillard mit dem Film *Open Your Eyes* (Neuverfilmung: Vanilla Sky, Tom Cruise, igitt). Zum Film schreibt der Autor: »[Es] gibt keinen Tod mehr, da das Leben der Geliebten der Hauptfigur mittels Traumsimulation im Austausch gegen Geld reproduziert wird. Der Hauptdarsteller lebt in einer Phantasie, in der der Tod durch Kapital negiert und die Zeit durch Technologie abgeschafft wird.« Selbstredend sind Privatunternehmen im Spiel. Baudrillard wird bezüglich Kerngeschäft des Endes, also hinsichtlich Tod, sinngemäß damit zitiert, dass ein Ende immer *nach seinem Ende* gelebt wird: »Heute gibt es keine Zeit mehr nach dem Ende: keine Zeit mehr um zu enden. Sobald das Ende sich selbst reproduziert, reproduziert es sich unendlich in einer Schleife. *Noch einmal spielen?*« Soviel zu den Technopolitics des Loops: der Loop als einer von mehreren Gegenphantasmen zum Tod und zum Ende. Sbordoni listet in seinem Buch insgesamt Beispiele von Hypersimulation, Wiederholung, Katastrophen-Nihilismus, erkennt Gleichförmigkeit oder die Ununterscheidbarkeit von Gegenwart und Vergangenheit, beschäftigt sich mit dem Code der Maschine, mit Tech-No-Logik, einer Art Null-Negation – und vieles mehr. In einem kurzen Absatz vermerkt er an einer Stelle: »Bei der Herstellung dieses Buches wurden KEINE Maschinen beschädigt«. Maschinen, die nichts über das Ende wissen, bzw. nach ihrer Fähigkeit und Funktionalität hinsichtlich eines »Imaginären« befragt wurden. Bitte selber lesen. Aber um nun die Frage im größeren Zusammenhang zu stellen: Kann das Ende, kann der Kapitalismus weg? Antwort: Wenn das Ende den Anfang darstellt, dann kann der Kapitalismus hier wohl eher kaum weg, sondern das Ende der Welt kann vor allem deswegen weg, weil es sich im technokapitalistischen Zusammenhang in Ewigkeit reproduziert.

Die Kunst (und das Ende der Imagination)
Was ist nun die Rolle der Kunst, innerhalb der drastischen Paradigmenwechseln, die sich aktuell in einem Umfeld von Multikrisen abspielen? Welche zeitgenössischen Formen des Endes thematisieren sie? Die radikalen Verweigerungshaltungen der frühen und auch späteren künstlerischen Avantgarden ab der 1920er-Jahre scheinen gescheitert. Die große Ambivalenz scheint ausgebrochen, ein großes Sowohl-als-auch. Um zu umreißen, was damit im größeren Zusammenhang gemeint ist, anhand des Beispiels KI: Je nach Zukunftsversprechen rettet uns »die künstliche Intelligenz« den Arsch (Klima, Medizin etc) oder fickt uns in den Arsch (Überwachungshölle, autonome Waffensysteme etc), wahrscheinlich aber beides. In dieser Ambivalenz der Welt, des Endes und des Sowohl-als-auchs (aber abseits von Beliebigkeit) bemerke ich in einem Kunstumfeld (aus einer hier deklariert persönlichen Sicht) zurzeit vor allem Arbeiten, die, was ihre Wirkung betrifft, auf magnetisch-meditative Weise eine Art Halluzination der Maschine reflektieren, einen Nachhall, einen Postglow und einen Abgesang auf die Menschheit und/oder ihre Phantasmen des Verschwindens. Oder einer Wirkung, als ob die in einem größerem Maschinen-System involvierten Individuen allerhöchsten für ein schwaches Echo von Befindlichkeit und Gefühlen sorgen. Ein anderes Mal erkenne ich in der Medialität dieser ausgestellten Zusammenhänge eine Art Zusammenfallen von allem, was irgendwann einst ein Widerspruch war. Gegensätze, die in einer dialektischen Spannung Entwicklung ermöglichen, scheinen zumindest vorerst aufgehoben. Sprich, es fallen nicht nur Dinge wie Aktivität und Passivität, Wachzustand und Traum, Reproduktion und Imagination zusammen. Sondern auch axiomatische Gegensätze wie Raum und Zeit. Mit zwei sprechenden Titeln der Künstlerin Dagmar Schürrer gesprochen: »Time is just a Memory«, oder: »We are already History and we don't know it«.[3] Und die Maschine imaginiert, oder vielmehr manifestiert ihre umfassende Bedeutung.

Der Mensch (und sein Ende in der ewig stabilen Diktatur)
Befinden wir uns in einer Phase des Modernisierungsschocks? Und wird für Hinz und Kunz danach wieder alles besser? Wie einst zu Zeiten des guten, alten Nationalsozialismus? Oder befinden wir uns, wie es im Zusammenhang mit AI auch öfters anklingt, auf direktem Weg in eine ewige stabile Diktatur der Algorithmen? In Anbetracht dessen, dass wir hier eine Hypothese des Übergangs des Endes in ETWAS, das wir noch nicht kennen, vertreten, und doch auch darauf hoffen, dass keinerlei Diktaturen jedweder Art auf uns zukommen, soll diese Frage an dieser Stelle unbeantwortet bleiben. Zumal sich die Realität aus zu vielen Deltas errechnet, auch aus zu vielen realen bis phantasmagorischen Enden. Wir wollen hier auch nicht in kritischem Gestus posen, wie es leider zu oft auch gemacht wird. Auch Kritik wird ins System integriert und sie scheint umso wirkungsloser, je mehr sie beschworen wird. Stattdessen soll an dieser Stelle auf das Netzkultur-Festival *AMRO - Art meets Radical Openness* verwiesen werden, das im Mai in Linz unter anderem der Frage nachgeht, »wie KI in den letzten Jahren zu einer neuen Leitmetapher geworden ist, die den gesamten technologischen Stapel organisiert und einbezieht«, wie es Davide Bevilacqua in seinem Text zum Festival beschreibt.[4] Er verweist in diesem Zusammenhang auf die Autorin und Forscherin Kate Crawford in und ihr 2021 erschienenes Buch *Atlas of AI: Power, Politics, and the Planetary Costs of Artificial Intelligence*. Insgesamt geht es bei AMRO um »Extraktionen« sämtlicher Art, von Ressourcen für Rechnersysteme bis hin zur Extraktion der besten Teile des Menschen, seiner DATEN. Wir verstehen das Festival AMRO als eine Maßnahme gegen das Ende.

Das Geschäft mit dem Untergang (Volkskanzler muss weg)
Abschließend sei noch einmal Sbordoni referenziert, wonach die Welt nicht mit einem Knall, sondern einem Gähnen endet. Das verweist auf eine kapitalistisch getriebene Kulturindustrie des Untergangs, in der Katastrophen nur mehr wie Pornos konsumiert werden. Auf der anderen Seite der Welt sind Krieg und Terror jedoch normal geworden. Und, um damit auf diejenigen Untergangsfanatiker zurückzukommen, die die Angstlust als politisches Geschäft anheizen: Bitte keine Volkskanzler wählen.

---

[1] Zwar haben auch andere Kanzler diesen Begriff gelegentlich für sich beansprucht, Kickl hat ihn jedoch fest in sein propagandistisches Repertoire übernommen.

[2] »Das Ende« bezeichnet in den drei abrahamitischen Religionen die »Endzeit« als Zeitraum, bevor der jeweilige Erlöser kommt. Umgelegt auf Diktaturen, würde dies bedeuten, die »Endzeit« vor der Erlösung zu beenden, die Demokratie.

[3] Arbeiten von Dagmar Schürrer: siehe auch aktuelle Referentin #35

[4] Text siehe aktuelle Referentin #35, AMRO 2024: https://radical-openness.org/en

---

Tanja Brandmayr arbeitet in der STWST aktuell am Thema »Kann weg«.

Re:thinking the Artist Run Data Center

Vinzenz Landl gives an overview of the Re:ARDC-project by servus.at and the reasons behind it.

Most non-profit associations will be familiar with the following situation: Out of passion the board and members invest hundreds of hours of voluntary work in projects, funding applications, events, meetings etc. While the necessary work is mostly covered and organizations are known regionally, people from regions further away will often not know about said organizations, their projects or events. Thus questions of visibility arise, often in the form of: »how can we reach out to more people and involve them in our work?«

This is particularly relevant for servus.at, an association that is not only interested in promoting its activities, but has a strong interest in offering the self-hosted toolkit to a vast amount of artists and cultural workers. Of course, tools like social media, flyers, posters and word of mouth are the most relatable ways to advertise and increase visibility, however most organizations already take advantage of those possibilities. Still (or naturally), creating supra-regional knowledge of the association's activities via those tools is nearly impossible, especially for those who were founded relatively recent. The question is furthermore, what the added value of visibility is in the first place – if you observe how the toxic dynamics of the attention economy and the influencer era seem to pollute and destroy every nice little thing that was miraculously hidden until then. Do we want to be visible at all? How do we address the very narrow line between the promotion of valuable cultural work and self-advertisement? What does make sense to be shown, and how?

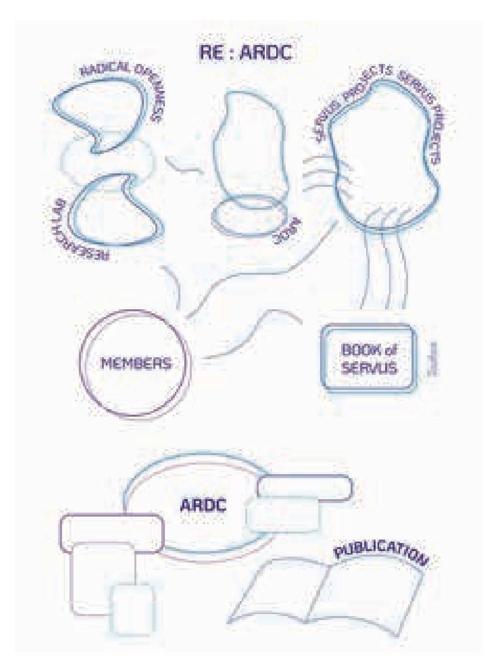
Needless to say, servus.at is not an advertising agency nor a social media platform. However, we realized that we need to give more space to such aspects. To address those issues described above, we at servus.at have started the »Re:ARDC« project, which focuses on rethinking the role of the Artist Run Data Center - the ARDC - as a collaborative platform for artists and collectives from the servus/AMRO community.

The overall aim of this project is to create a new space for communicating the activities of the members of the art and culture initiative servus.at, a website that makes visible interconnections between infrastructure, member activities, artistic research processes and critical discourse developed within the context of Art Meets Radical Openness. The »Re:ARDC« project aims to strengthen its community and disseminate its knowledge through the documentation of existing projects, such as the series of residencies in the ARDC.

And why is it called Re:ARDC? Simply because this project (ARDC) in its basic form is not a new one and ARDC is RE-thought, thus Re:ARDC. Another possibility of interpretation would be associating »Re:« with the prefix from E-mails, as if it was a reply to the first iteration of ARDC. In 2015, the first version started as ARDC and was also featured in articles in the Versorgerin (#108, #136).

A Data Center Run by Artists

In the servus.at team, the term ARTIST RUN DATA CENTER (ARDC) refers to the many virtual machines (VMs) that artist* groups host on one of our dedicated servers. A virtual machine (VM) is a computing resource that uses software instead of a physical computer to run programs and deploy applications. A VM can be imagined as a fully functional computer or server, just as every basic user knows it, without any dedicated physical components or a machine. It is indeed »virtualized«. In this way, several virtual »guest« machines can run on the same physical »host« machine. Each virtual machine runs its own operating system and functions separately from the other VMs, even though they all run on the same host machine.
Because of their flexibility and deployability, VMs are often used as a collaboration platforms for and between collectives. Additionally VMs can be used by every PC owner if the need arises to run a program, which is not available in the used Operating System (OS) and installing an instance of the needed OS is not wanted or possible.



In the servus.at datacenter, the ARDC refers to such spaces for experimentation and exchange that develop independently from us in terms of content.

There are currently around 20 VMs in the ARDC machine. Some of them are dormant or just backup projects, others are still running (like the Pervasive Labor Union) and some are experimental.

It is important to know that the VM is generally more than the website that is visualized when visiting an URL attached to one ARDC. There is a lot more (invisible) work happening inside the server. On those machines, there is often more or less custom or modified software involved that performs specific tasks.

An example for a Re:ARDC project is the one of Vo Ezn: the website *f00f.fail* is a meta-project which makes the computational processes visible that are happening in the server behind the page surface. It was implemented within the context of the AMRO Research Lab 2023. For the #139 of the Versorgerin (September 2023), Aimilia Liontou of the servus.at team had a conversation with Vo Ezn that resulted in the article »Creating introverted interfaces and taking care of servers« (Versorgerin #139).

Besides those projects, run by collectives and artists themselves, we also introduced the concept of »virtual residencies«. Similar to artist in residencies, where people get invited by cultural institutions or initiatives to work on an art project over a certain period of time, the selected artists or groups will have access to a Virtual Machine within the servus.at infrastructure and use it as a place to produce, develop or communicate their work. As with most projects that are somehow involved with us, approaches are preferred which delve into critical aspects about the role of infrastructure and use the server as a place of encounter.

Example for such residencies are »Next Cloud Residency« and »Next Cloud Atelierhaus«, two projects that took place in 2021 and 2022, using servus.at infrastructure, or to be more specific: the cloud, which most servus.at members will be familiar with.

As part of the residency program, every month a new artwork created by a different artist was presented publicly in the cloud throughout 2021. In 2022, after a positive evaluation of »Next Cloud Residency«, we further developed the concept and brought the »Atelierhaus« to life, where we experimented with how our digital infrastructure can become an art institution and exhibition space. Both members, as well as external users, could see a link at the bottom when using the cloud in a Browser and visit the »Atelierhaus«.

From the website to the tools

Beside the new website and an appealing visual representation, we also want to represent our members in some of our other ongoing projects – such as in the *book of servus*. The *book of servus* primarily features documentation on the tools provided by servus.at (Cloud, Mail, calendar etc.) could also function as an additional component of Re:ARDC. Presenting well thought out and designed ways of using our tools as best practice examples could encourage other members to use more F/LOSS (Free/Libre Open Source Software) and provide practical examples for the possibilities of our tools.

We already use our infrastructure as a space where members can perform and exhibit artistic work, such as the 2021 and 2022 projects »Next Cloud Residency« or »Next Cloud Atelierhaus« when it comes to actively generating new content, or with the *book of servus* where we present already existing best practice examples. But those resources will only fulfill their purpose, when our members become active, participate and collaborate.

However, another essential tool for the Re:ARDC project that servus.at can provide and fill with content, will be newsletters. Servus.at operates two of them: one general servus.at newsletter and one specifically for people in and around AMRO (our community festival »Art Meets Radical Openness« organized since 2008 on a biennial base by servus.at in cooperation with the Kunstuni Linz, Department of Time Based Media – currently its 2024 edition is in development, see also the current issue of the *Referentin*. Now back to the newsletters!)

The general servus.at newsletter is sent out on a monthly base. Besides updates on recent developments in and around servus.at, an integral part will be the (visual) representation of our diverse community. Servus.at members receive the newsletter automatically, everyone else interested can sign up via the servus.at homepage *https://core.servus.at/*
The newsletter itself has been in use for a long time, however this year we started to emphasize our members and their communities as well as their respective projects. We are of course aware that newsletters will only reach certain people with an affinity for art and technology and some users will never bother to open those. Nevertheless we think that a well designed and informative newsletter could overcome these issues and get the reactivity we want and develop the representation our members need.

A result of this extensive project is the fact that developing Re:ARDC will be an ongoing work in progress, even when the initial setup is complete. Of course, servus.at is aware of challenges that come along with this project, especially since visibility and communication are probably the most challenging tasks in any collective or organization.

The prospect of a well-connected servus.at community and the associated creative flow elevates the whole project from a »nice-to-have« status to an indispensable cornerstone of our joint creative, technological and/or activist creation.

A version of the text with online links to the mentioned projects can be found at *versorgerin.stwst.at*.

Vinzenz Gideon Landl, born in 1995, studied electroacoustic and experimental music at the mdw's Institute for Electroacoustics, is a cultural worker (KLANGfestival, Kulturpool Gusental), sound engineer, musician in the band projects DVRST (electronics) and gebenedeit (drums) and produces KUPF-podcasts. He has been working for servus.at since 2023.

Natur aus zweiter Hand

Anlässlich der aktuell laufenden Ausstellung *Donau:Insel* im Lentos unterhalten sich *Herwig Turk* und *Franz Xaver* über dynamische Flusssysteme.

Franz Xaver: Hallo Herwig Turk. Das letzte Mal führten wir 2013 ein E-Mail-Gespräch zum Thema »Mythos Medienkunst«. Nun sind mehr als 10 Jahre vergangen und Medienkunst und Technologie haben sich weiterentwickelt. Du hast nun die Ausstellung Donau:Insel mit Gebhard Sengmüller im Lentos und hast mich gefragt, ob ich zum Thema Wasser bzw. Donau etwas beitragen kann. Da ich mich seit meiner Zeit im Medienkunstlabor im Kunsthaus Graz, also seit 2007, mit Wasser, Information und Gesellschaft beschäftige, kann ich das. Ich beginne mit etwas Grundsätzlichem, nämlich mit der Aussage, dass Themen rund um Isolation und Inseln gerade in einer globalen Informationsgesellschaft unabdingbare Positionen bilden, um sich damit intellektuell auseinandersetzen zu können. Die kommerziellen Player dringen immer offensiver auch in unser privates Leben vor. Bevor wir unser Gespräch über diverse Hintergründe beginnen, könntest du bitte Grundsätzliches zur Ausstellung wie Dauer, Themen, Herangehensweisen bzw. die Nutzung künstlerischer Freiräume mitteilen?

Herwig Turk: Die Ausstellung Donau:Insel läuft bis 5. Mai im Lentos Linz. Sie spielt schon im Titel mit den drastischen wasserwirtschaftlichen Eingriffen der letzten 100 Jahre, wie Regulation und Dammbauten, die sich im Flusssystem widerspiegeln. Was konkret die Inseln betrifft: Es gibt heute im oberösterreichischen Donauabschnitt, mit Ausnahme der Insel Wörth an der Grenze zu Niederösterreich, keine Flussinseln mehr, sie fielen der Donauregulierung zum Opfer. Dabei wurden die Normalbreite und das Normalprofil am Ende des 19. Jh. als technische Kategorien entwickelt, die den ganzjährigen Schiffsverkehr sichern sollten. Das war die große historische Überformung, deren Auswirkungen im physischen Raum bis heute wirksam sind. Die Flusslandschaft wurde und wird aber ständig weiter umgebaut. Jede neue Strategie, die auf immer weiterreichende Steuerung von Natursystemen abzielt, wird als Reaktion auf die Folgeprobleme vergangener Eingriffe gesetzt – wir befinden uns also mitten in einer Risikospirale. Für uns als Künstler werden da gesellschaftliche Dynamik und gesellschaftliche Wandlungsprozesse sichtbar. Es manifestiert sich eine Ästhetik, die wir als dynamische Landschaftsaufnahme umsetzen. In der Ausstellung finden die Besucher:innen viele Spuren, die wir legen; und Material, das im Flusssystem ein Rolle spielt, wobei die Donau in Wien sich mit der Donau in Linz berührt. Die transdisziplinäre Forschung zur Donau in Wien zwischen 2021 und 2023 bildet ja die Basis unserer Arbeit, die in einer ersten Konfiguration schon in unserer Ausstellung *Donau: Schichtwechsel im Lückenraum* im Frühjahr 2023 in der Galerie *rauminhalt_harald bichler* zu sehen war. Unsere Rolle als Kollektiv[1], das Kunst produziert, ist dabei sowohl analytisch als auch gesellschaftlich produktiv zu verstehen: Wir bieten eine Wahrnehmung der Landschaft an, die zum Verständnis der sichtbaren und unsichtbaren Transformation unserer Wassersysteme beitragen kann. Wir versuchen, die Komplexität der Nutzungskonflikte zu zeigen, und auf die Natur aus zweiter Hand hinzuweisen, in die wir eingebettet sind.

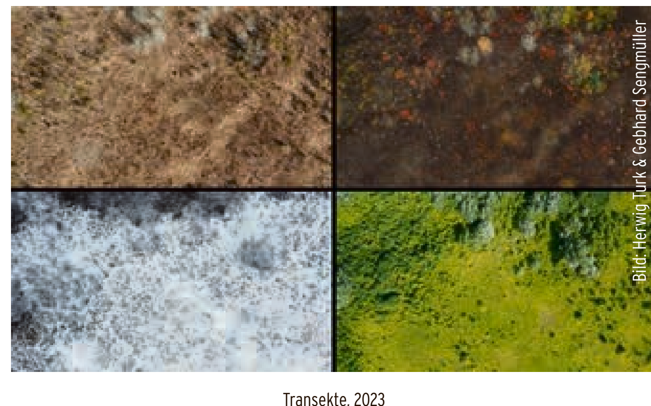
Franz Xaver: Ich muss sagen, euer Zugang bringt für mich auf jeden Fall einen anderen künstlerischen Kontext, aber auch generell ist euer künstlerischer Umgang mit dem Medium »Wasser« anders als ich es gewohnt bin. Ihr habt, nach meinen groben Recherchen, die wissenschaftlichen Analysen von eurer Kunst sauber getrennt. Das ist ein Unterschied zu meinen Arbeiten auf und im Wasser, ich arbeite sehr praxisnah. Unsere Arbeiten sind eigentlich inkompatibel. Trotz grundsätzlich verschiedener Positionen habe ich aber doch gemeinsame Themen gefunden, wie etwa ein naturnahes Arbeiten bzw. die Klärung von Begriffen, die rund um die Natur immer wieder verwendet werden. Lass uns darüber reden. Der Unterschied zwischen Naturierungs- und Renaturierungsprojekten etwa kann schon enorm sein. Oft geht es bei dem Begriff der Renaturierung, der ja wirklich häufig vorkommt, um eine Natur, die auf dem Reißbrett konstruiert wird, um sie in eine echte Natur zu integrieren. Natürlich kann man das machen, denn auch »konstruierte Natur« wird sowieso in ein paar Jahren in die »echte Natur« aufgenommen. Wir haben aber nun in unserem STWST-Shop ein T-Shirt, auf dem »No Architects« zu lesen ist. Diese Aussage verdeutlicht unsere Haltung zur Konstruktion und fordert mehr Mut zur Spontanität. Eine Renaturierung als Ingenieursleistung kann und will ich als Mensch und Künstler nicht akzeptieren. Ich setze auf die Vielfältigkeit der Natur und auf eine Evolution, die sowieso nicht zu stoppen ist. Ich würde meine Arbeit einfach nur »Naturierung« nennen und sehe diesen Prozess, der früher oder später sowieso alles »künstlich Gemachte« in einen Prozess der ökologischen Folgewirkungen integriert, eher als Entwicklungshilfe der Natur. Als positives Beispiel möchte ich auf ca. 20 schwere Steine hinweisen, die wir auf der Kante unserer Donaurampe bei der Nibelungenbrücke aufgeschichtet haben und die zu einer Versandung dieser Rampe führte. Dort entwickelte sich dann ein kleiner Donausandstrand von 10 Metern, der zum Baden einlädt. Diese Idee brachte ich auch bei der Planung des großen Donaustrands in Alturfahr-West ein. Als Antwort bekam ich nur: Wer will schon in diesem Dreck baden? Als Beispiel für Naturierung würde ich auch Natur in einer Industrielandschaft anführen – dort entwickelt sich Natur mit einer ganz anderen Kraft, eben weil keine Landschaftspflege betrieben wird. Als weiteres Beispiel möchte ich unsere schwimmenden Gewächsinseln und den schwimmenden Apfelbaum anführen. Dort hat Wildwuchs höchste Priorität. Meine Frage: Wie siehst du Renaturierungsprojekte an der Donau?


Bild: Franz Xaver

Aalhotel

Herwig Turk: Danke für die Stichworte, besonders gut gefällt mir »Entwicklungshilfe für die Natur«, was mich aus deiner Tastatur überrascht hat, aber ich glaube zu verstehen, aus welchem Kontext heraus du das schreibst. Dein Selbstverständnis als aktiver Teil des Konglomerats, das wir als Natur oder Natur aus zweiter Hand bezeichnen, finde ich wichtig. Die Aussage, dass Renaturierung ausschließlich vom Reißbrett aus gemacht wird, halte ich für polemisch, ich habe sehr engagierte und bemerkenswerte Leute sogar in der Wildbachverbauung kennengelernt. Dass eine Rampe oder Buhne im Abstrombereich zu Sediment und Sandablagerungen führt, lernen die Reißbrettler auch im ersten Semester. Aber, es gibt – soweit ich es verstanden habe – einen Paradigmenwechsel im Wasserbau, der von der alten Prämisse, das Wasser möglichst schnell aus der Landschaft ausleiten zu wollen, abgeht. Derzeit wird versucht, möglichst viel Wasser möglichst lange in der Landschaft zu halten und auch Retentionsflächen zu schaffen, die Überflutungen zulassen. Insofern ist Renaturierung oft auch der billigere Hochwasserschutz. Vieles in der Renaturierung sind Großprojekte mit massivem Maschinenpark, den genau die Firmen besitzen, die schon vorher die Verbauungen gemacht haben und die wieder enorme Ressourcen verschlingen, um nur das Ärgste abzuwenden, was durch die gnadenlose Instrumentalisierung unserer Landschaft immer wieder auf uns zukommt. Mit deiner Beharrlichkeit in der Beobachtung und durch deine Aktionen, die sich mit dem Wasser vermischen, erreichst du eine außergewöhnliche Qualität der Auseinandersetzung als Anwohner und Künstler. Das hat in meinen Augen mit deiner positiven Starrköpfigkeit zu tun, mit der du festhältst an der Bearbeitung des Gefüges, in dem du dich bewegst. Ein Gefüge, das aus Institutionen, Menschen, Tieren, Steinen, Partikeln und Wellen etc besteht. Ob du damit mehr naturierst als ich, wäre eine interessante Frage, weil wir ja immer beteiligt sind an der Evolution und diese komplex ist. Aber sozial schaffst du auf jeden Fall wichtige Freiräume, die zwar von offizieller Seite marginalisiert werden, aber die einen wichtigen Zugang zum öffentlichen Raum Fluss herstellen. Besonders schön finde ich auch dein Aalhotel, wo du einfach an nicht so glamouröse Wasserwesen denkst, ungeachtet dessen, ob sie es benutzen oder nicht. In meiner Arbeit finde ich es wichtig, die historische Dimension unserer Verwicklung mit der Landschaft und unser aktives Landscaping ins Bewusstsein zu bringen. Nicht nur unsere Generation befindet sich in einer außergewöhnlichen oder dramatischen Situation, auch wenn es in unserer Wahrnehmung so zu sein scheint. Eigentlich bewegen wir uns in einer Spirale von Reaktionen und Modifikationen unserer Umwelt. Aber die Techniken werden immer mächtiger und das Kapitalozän, wenn man es so bezeichnen möchte, hat ganz andere Möglichkeiten der tiefgreifenden Transformation als die erste Industrialisierung. In unserem Projekt arbeiten wir mit wissenschaftlichen Daten und im Dialog mit Wissenschaftler:innen, um dann in freieren künstlerischen Interpretationen zwischen Wissenssystemen auch Brücken zu bauen. Welche Art von Wissen oder Praxis generieren deine Kunstprojekte? Siehst Du dich als Künstler oder als Aktivist?

Franz Xaver: Ich antworte zuerst zum Polemischen. Ich habe bezüglich des Reißbretts natürlich ein wenig übertrieben. Ich kann den Argumenten der Ingenieure ja grundsätzlich gut folgen, da ich selber eine Ingenieursausbildung in Elektrotechnik habe. Aber untersuchen wir doch kurz das Verhältnis des Ingenieurwesens zu Bäumen. Bäume haben ja eine wichtige Rolle im wassernahen Bereich. Aber sie sind den Ingenieuren bis zu einem gewissen Grad immer ein »Dorn im Auge«, weil ihre Festigkeit nicht genau berechnet werden kann. Du weißt, ich arbeite praxisnah, deshalb ein Beispiel: Das Hochwasser 2013 hat im Bereich des jetzigen Badestrandes Alturfahrwest das Ufer abgetragen. Zwischen Hochwasserdamm und dem Donauufer befinden sich mächtige Weiden und Pappeln. Die Donau schwemmte das Erdreich bis zu den Bäumen weg. Es entstand eine bis zu 6 Meter steil abfallende Uferkante, die bei den Wurzeln der Bäume endete. Die Wurzeln verhinderten, dass sich die Donau bis zur Straße und dem Hochwasserschutz nähern konnte. Bei der Sanierung nach dem Hochwasser kamen die Ingenieure zum Schluss, dass die Bäume nun zur Gefahr geworden sind, weil die Festigkeit nicht mehr gewährleistet ist und sie den Hochwasserschutz gefährden. Was ich sagen will, ist, dass Entscheidungen noch immer allein von Technikern mit dem Argument der Sicherheit getroffen werden können. Aber nur aus einer grundsätzlichen Haltung, dass Bäume mit ihren Wurzeln die Bauwerke schützen sollen. Die Natur könnte aber ein eigener Rechtskörper sein, der sich selbst vertritt – und nicht nur einem Versicherungsgedanken von Natur untergeordnet ist. Entscheidungen allein über Fakten, Gutachten, empirischen Untersuchungen, Risikominimierung, Versicherungswerten etc. zu treffen, ist nicht unbedingt zielführend.


Bild: Herwig Turk & Gebhard Sengmüller

Transekte, 2023

In Bezug auf Natur ist für mich ein grundsätzlich anderes, neues Denken notwendig, bei dem die Kunst mit einbezogen wird. Damit beziehe ich mich auf meine eigene künstlerische Forschung. Hier ins Detail zu gehen, führt eigentlich zu weit, aber was ja die Kunst leisten kann, sind unkonventionelle Querverbindungen. Ergebnisse, die durch – nicht immer ganz rationale – Entscheidungen eventuell die Natur besser integrieren als die in der Praxis oft unflexiblen Ingenieurentscheidungen. Die ISO-Normen können wahrscheinlich in Zukunft zudem von der KI effektiver, schneller und günstiger gemacht werden. Wir müssen daher ehestmöglich die Kunst in sämtliche Entscheidungsprozesse hineinreinreklamieren. Innerhalb meines künstlerischen Forschungsbereichs, nachdem du gefragt hast, sind das imaginäre Einheiten von Information[2]. Bzw. eine Entscheidungsfindung unter Einbeziehung einer imaginären Einheit. Ich sage nur so viel: Es geht um den imaginären Faktor in sämtlicher Natur. Das Problem der Unberechenbarkeit der Natur bleibt natürlich bestehen, aber es gäbe innerhalb meines Denkmodells, das die imaginäre Einheit miteinbezieht, weniger fragwürdige »Wahrheiten«. Dieser Gedanke kommt mir sehr entgegen, da der Anspruch auf »die« Wahrheit, etwas sehr Gefährliches ist, wie wir hoffentlich aus der Vergangenheit gelernt haben.

Herwig Turk: Zur Wahrheit: Mir widerstreben simple Verallgemeinerungen. Auf keinen Fall sehe ich auf der einen Seite Ingenieur:innen und auf der anderen Seite Künstler:innen als homogene Gruppen. Ich kann jedenfalls den vielen romantisch verklärenden Positionen, die in der Kunst als Natur auftauchen, wenig abgewinnen. Ich habe viel gelernt von Ingenieur:innen und Wissenschaftler:innen, wenn es um Flussdynamik und vernetzte Systeme geht. Bei Texten von Kunstkritiker:innen zu Ökologie und Gesellschaft wird mir aber öfters schwindlig. Die Behauptungen klingen in einem zeitgenössischen Jargon oft sehr gut, sind aber oft mit sehr wenig Empirie unterfüttert. Da geht es eher um Denkstile und Denkkollektive und ein kontextgebundenes Wissen (L. Fleck), das manchmal der Komplexität nicht gerecht wird. Klar ist, dass die Kunst generell einen umfassenderen Raum der Wahrnehmung und des Ausdrucks zulässt als die Praxis der Technik und der Naturwissenschaften.
Ein brennendes Problem ist meines Erachtens die Ressourcenverteilung, insgesamt geht es um gesellschaftliche Aushandlung der Themensetzung. Im Zuge dessen zu überlegen, wie nicht humane Wesen (z.B. ein Fluss) zu einem Rechtssubjekt mit einer qualifizierten Vertretung werden, ist mindestens als Perspektivenwechsel sehr fruchtbar. Es gibt ja schon Fallbeispiele z.B. in Kolumbien, Neuseeland und auch Indien, was Einiges ins Rollen bringt in unserem Verhältnis zur Nutzung von Ressourcen. Ist es uns wichtiger, Auto zu fahren, neue Flächen zu versiegeln und weiterzumachen wie bisher? Oder soll tatsächlich eine Neuorientierung eingeleitet werden, die nicht nur die kapitalistische Verwertbarkeit im Auge hat. Die Ressource Feuchtgebiet und Auwald etwa kann sogar als Ökosystemleistung beziffert werden, aber das ist ja nur eine weitere

Perversion unserer Herangehensweise. Es wird mit Sicherheit riesige Schadenssummen geben, die beglichen werden müssen, wenn wir einfach weitermachen. Mit unseren transdisziplinären Kunstprojekten versuchen wir, die Entscheidungsfindung für die Zivilgesellschaft zu unterstützen, die Komplexität und die Widersprüche abzubilden, die auf historischen Nutzungskonflikten basieren. Dabei sind wir näher an der Analyse und Aufzeichnung und weniger im Feld des Aktivismus.

Franz Xaver: Ich würde gern im größeren und weiteren Zusammenhang über Begriffe wie »Prozesskunst« und »Generative Kunst« sprechen, aber das würde wahrscheinlich auch zu weit weg führen. Deshalb beschränke ich mich auf den Kontext Fluss, auf die Frage: Fluss beinhaltet über die Strömung den Faktor Zeit, er kann also als Prozess betrachtet werden. Er kann aber auch, wenn er bei Hochwasser über die Ufer tritt, generativ wirken und sich selbst ein neues Flussbett suchen. Mit diesen Begriffen die konkrete Frage: Inwieweit ist der Ansatz eines »Prozess des Flusses« für deine Arbeit wichtig?

Herwig Turk: Wir verstehen unsere Arbeit als dynamische Landschaftsdarstellung und insofern als ein offenes Kunstwerk mit einem Netzwerk von narrativen Strängen, welche sich immer wieder neu in Beziehung setzen. Mehrkanal-Videoinstallationen, Zeitlupen aus dem Labor, Langzeit-Intervallaufnahmen des Uferbereichs, das sind alles Arbeiten mit Zeitachsen. Die Videoinstallationen sind deswegen so wichtig, weil sie gut zeigen, wie sich die Flusslandschaft saisonal verändert und wie selbst so eingefrorene Landschaften wie die regulierte Donau in Linz oder in Wien doch ständigen Veränderungen unterworfen sind. Im Grunde gibt es keine Möglichkeit, die Komplexität des Flussnetzwerkes abschließend zu porträtieren, es geht eher um die Darstellung der Komplexität und der dynamischen Achsen, wobei eine Achse die Zeit ist. In der Ausstellung berühren sich die verschiedenen sichtbaren und unsichtbaren Dimensionen. Das beruht auf dem Austausch von unterschiedlichen expliziten Wissenssystemen und nicht explizitem Wissen, einem tacit knowledge nach M. Polanyi. Die künstlerischen Strategien sind eine wesentliche Erweiterung zu den Natur- und Sozialwissenschaften, die einfließen, aber in ihren Vorgangsweisen, auch oft sinnvollerweise, sehr limitiert sind.

Bild: Creative Commons

Aale in Europa

Franz Xaver: Gehen wir zu etwas Hypothetischerem, ich weiß, dir gefällt das Projekt »Aalhotel«, das wir zuvor schon angesprochen haben. Hier geht es um verschiedene Wahrnehmungsmöglichkeiten. Die Tierwelt nimmt Information ja anders wahr. Angefangen von ganz anderen Sinnesorganen (für Erdmagnetfeld, Lichtspektren, Photonenwahrnehmung etc.) bis zu einheitlichen morphogenetischen Feldern, die parallel wahrgenommen werden. Um neue technologische Impulse zu erhalten, gibt es verschiedenste Spekulationen und Versuche, die Wahrnehmung von Tieren zu interpretieren. Information ist der treibende Motor in der belebten Natur, sie wird über den Zeitfaktor bzw. die Veränderung einer Situation geprägt. Und jetzt komm ich zu den Aalen: Europäische Aale schwimmen zum Laichen in die Sargassosee, vor Bermuda. Die Jungtiere werden dann mit der Meeresströmung wieder nach Europa getrieben und die Tiere finden, ähnlich wie bei den Lachsen, wieder den Weg in die Flüsse. Diese Orientierungsmöglichkeit gibt den Forschern natürlich Rätsel auf. Im ganzen Donauraum gibt es aber keine natürlich vorkommenden Aale. Es wurde immer wieder versucht, Jungtiere in unseren Gewässern anzusiedeln, aber sie scheinen sich nicht fortpflanzen zu wollen. Nun kommt meine komplett unwissenschaftliche Theorie und Hypothese: Dies könnte etwas mit einem evolutionär nicht angepassten Orientierungssystem der Aale zu tun haben. Man nimmt an, der Bosporus ist vor ca. 7000-8000 Jahren durchgebrochen. Was übrigens auch mit dem Begriff der »Sintflut« im Alten Testament und im Gilgamesch-Epos der Sumerer zusammenpasst. Fakt ist, dass im ganzen Raum des Schwarzen Meeres der Aal nicht heimisch ist. In keinem der Zuflüsse ist der Aal zu finden. Argumentiert wird dies über eine andere Temperatur bzw. einen anderen Salzgehalt des Schwarzen Meeres. In meiner gewagten Hypothese behaupte ich aber, die »neue Weltkarte« mit dem neuen Schwarzmeerraum ist einfach noch nicht im Wahrnehmungssystem der Aale gespeichert. Ich habe aus dieser Hypothese heraus diesem Tier am Donaugrund in Linz ein Hotel gebaut. Um sie in die Donau, in ein evolutionär für sie neues Habitat, einzuladen. Das Hotel war ein Röhrensystem und bestand aus schwarzen PVC-Drainagerohren mit 8 cm Durchmesser. Sieben Rohrstücke, ca. 150 cm lang, waren ineinander verflochten und dann in Beton eingegossen, sodass nur vorne und hinten Öffnungen waren. Umgesetzt habe ich die Arbeit mit Andreas Heißl. Verankert wurde das Aalhotel dann bei unserer Forschungsboje an der Donaulände der Stadtwerkstatt.
Nach diesem Ausflug zu einem der vielen Donauprojekte wieder zurück zum Thema Insel. Unweigerlich landet man da bei den Themen Autonomie und Autarkie. Was bedeutet das für dich?

Herwig Turk: Zum Aalhotel zuerst: Spekulieren lässt es sich immer vortrefflich und lustvoll, ich hab aber zu wenig Ahnung, wie die Wahrnehmung der Aale mit dem Bosporus zusammenhängt. Die Störe, die ja Urzeitgeschöpfe sind, können eine Fischaufstiegshilfe jedenfalls nicht bewältigen, auch da spielt wohl eine mangelnde Flexibilität in der Orientierung eine Rolle. Ein Aalhotel zu bauen und in der Donau zu versenken, halte ich für einen sehr schönen Akt des Kümmerns um eine Tiergattung, die ja nicht gerade große Aufmerksamkeit oder gar Verehrung bekommt. Auch die formale Umsetzung finde ich spannend, weil keine Naturmaterialien, zumindest nicht bei den Rohren, zum Einsatz kommen und trotzdem damit ein neues Habitat entsteht, wenn vielleicht auch nicht für Aale, dann sicher für andere aquatische Wesen.
Und zu deiner Frage: Der Begriff Insel wird oft als Metapher für schwer erreichbare Innen- und Außenbereiche verwendet. Diese Art der Innen- und Außenbereiche, die anderen Regeln folgen, sind für mich so was wie Umrisse von dynamischen Zonen. Mit dem Betreten der Insel verlasse ich ansatzweise die ausformulierte Welt und trete ein in einen Möglichkeitsraum, wo nicht alles determiniert ist. Dort sind die Konventionen noch nicht ausformuliert und das Wissen muss erst etabliert werden. Aspekte dieser Insellogik finden sich für mich in Ausstellungsräumen, Kommunen, Kulturinitiativen, Messschiffen, Internetplattformen oder ähnlichem. Das ist aber nur eine Schicht der Zwiebel, weil es auch um die Frage geht, wie gelange ich dorthin, womit werden die Rahmenbedingungen für diesen (sozialen) Raum geschaffen, worauf wird durch meine Aktivität die Aufmerksamkeit gelenkt.
Das Studium auf der Hochschule für angewandte Kunst in den 80er Jahren war für mich etwa so ein Möglichkeitsraum, wo in meiner Wahrnehmung unendlich viel Zeit da war für die ergebnisoffene Suche und das Experiment. Die unabhängige, autonome Universität als Forschungsstätte empfinde ich heute hingegen als extrem ergebnisgebunden und formatiert. Aber das ist eine andere Geschichte.



Bild: Herwig Turk & Gebhard Sengmüller

Jagdkarte, 2023

Franz Xaver: Ok, dann wechsle ich mit dieser Antwort zu autonomen bis imaginären Szenarien, die mich beschäftigen. Mich fasziniert immer wieder der Gedanke: Wie würde sich Leben entwickeln, wenn es einen Planeten geben würde, auf dem es keine Landmasse gibt. Ich meine höher entwickelte Lebenseinheiten mit einem Bewusstsein. Leben, das sich unter Wasser entwickelt hat. Dieses Leben würden die Entdeckung der Gravitation sehr viel später machen, wenn überhaupt. Festes Land überhaupt zu denken und Schwerkraft zu erfahren wäre scheinbar unmöglich. Wegen solcher Gedankenexperimente bin ich davon überzeugt, dass unsere Realität auch in einer »Insel« gefangen ist, ich meine, dass wir praktisch in einem Hologramm leben und nicht nach Außen blicken können. Unser momentaner Entwicklungsstatus der Informationstechnologie zeigt aber schon in eine Blickrichtung hinter den Horizont dieser Insel. Ich sehe viele kleine Test-Settings, die neue Inselwelten als Spiel generieren. Autarke Inseln, die ihrerseits auch nichts von anderen Inseln bzw. »der Außenwelt« wissen. Realitäten, bestehend aus Avataren und exakten Kopien unserer Welt. Unsichere Zeiten werden auf uns zukommen, da die reale Realität immer weiter in den Hintergrund gedrängt wird. Und damit der Sprung zu einer dritten Referenz, zurück zum realen Flussraum. Ich gehöre der losen Gruppierung der »DoNAUTen« an. Wir haben einfache künstliche Inseln geschaffen, Schwimmkörper am Wasser, um praktisches, autarkes Leben zu trainieren. Auf dem Messschiff Eleonore haben wir 15 Jahre lang immer wieder Gäste beherbergt. Mit ihnen haben wir uns dort zurückgezogen, um eine mögliche, andere Außenwelt zu referenzieren. Im Kontext Schiff zu erwähnen ist natürlich auch die Stubnitz, gegründet von Radio Subcom. Sie schwimmt seit 1992 in diesem kulturellen Kontext und ist nun in der HafenCity Hamburg verheftet. Sie sorgt dort natürlich für einen Kontrapunkt zur Hochkultur. All diese Inseln ermöglichen uns ein neues Denken. Sie schwimmen wie auf einem Planten ohne Land, mit einer Sehnsucht nach einer anderen Außenwelt. Nach diesem Ausflug in zurück zum Grund unseres Gesprächs. Die Ausstellung und der Lebensraum an der Donau. Vielleicht kannst Du uns noch genauer berichten, was die Besucher:innen erwartet.

Herwig Turk: Naja, das mündet leicht in Zerreden. Aber es gibt eine Geschichte, die wir eingearbeitet haben, einen Unfall von 1868, bei dem ein Dampfer, die Thetis, einen Schleppkahn bei Hochwasser durch die alte Holzbrücke in Linz gezogen hat. Dabei touchierte jener die Brücke, Kanzel und Steuerruder wurde durch die Querbalken der Brücke weggerissen und der »Schlepp« wurde steuerlos. Der »Schlepp« trieb in die Mitte des Stromes und, um den Dampfer nicht zu gefährden, musste das Tau gekappt werden. Um es kurz zu machen: der »Schlepp« legte sich quer, kollidierte mit der Brücke, dadurch stürzten in Folge das 6. und 7. Brückenjoch in sich zusammen, und einige Menschen wurden mitgerissen. Das Interessante an der Geschichte ist, dass sie mit einem Technologiewechsel sowohl in der Schifffahrt als auch im Brückenbau einhergeht, weil wegen diesem Unfall die Stadt sich entschloss, endlich eine eiserne Brücke auf vier Pfeilern zu errichten (1870-1872), die stabiler und für die Dampfschifffahrt geeignet war. Durch die Errichtung veränderte sich die Strömung der Donau unterhalb der Brücke, der Fabrikarm verlandete und damit verschwand die Strasserinsel, die über Jahrhunderte ein wichtiger Ort für die Stadt war. Diese Erzählung zeigt sehr eindrücklich, wie neue Technologien und Materialien die Landschaft formen, sehr tief in den Stoffwechsel des Flusses eingreifen und dadurch Nebeneffekte erzeugen, an die niemand vorher gedacht hat. Wir verwenden diesen narrativen Strang, um in Materiallabore zu gehen. Die Balken und Seile kommen neben einem zerlegten Klappboot aus den 50er-Jahren zu liegen und dem Flachskelett eines Flussbarsches von 1828. Auch antizipierte Fossilien, in Steine gelasert, gruppieren sich um ein wissenschaftliches Video, Mehrkanal-Videoinstallationen und historische Fotografien begegnen einem Badeanzug aus Fischleder oder einer Jagdkarte, die aus Hirschlederjacken und Hosen zusammengefügt wurde. Referenzierte Zeitalter, Wissenssysteme und Techniken verweisen auf Dynamik, Verformung, Umwandlung und Verwicklung. Es ist ein Angebot, den Fluss als vielschichtigem Wesen zu begegnen. Das erfreuliche an der Arbeit über Flüsse ist für mich, dass die Flussnetzwerke a là longue ihre Form wandeln werden, sich ein neues Bett suchen und neue Kreisläufe einleiten, ganz unbeeindruckt von den Zähmungsversuchen der Zweibeiner.

---

[1] Informationen: www.lueckenraum.at
[2] siehe https://i.stwst.at

Herwig Turk in Vertretung von: lueckenraum.at
Franz Xaver in Vertretung des Infolabs der STWST: i.stwst.at

Donau:Insel
Ausstellung Lentos Kunstmuseum
23. Februar – 5. Mai 2024

Industriezone, Naherholungsgebiet und sensibles Ökosystem – die Donau ist als überformte Kulturlandschaft von starken Gegensätzen geprägt. Die österreichischen Künstler Herwig Turk und Gebhard Sengmüller machen dies zum Ausgangspunkt ihrer künstlerischen Recherche. Durch die Insel als künstlerische Denkfigur verbinden Turk und Sengmüller historische Gegebenheiten mit aktuellen gesellschaftspolitischen Diskursen rund um die Nutzbarmachung des Donauraums durch eine künstliche Insel in Zusammenarbeit mit Ortrun Veichtlbauer. *lentos.at*

ZUSATZPROGRAMM

07. März, 18 Uhr / Lentos
Podiumsdiskussion: Die Donau – ein gebauter Fluss
Expert*innen aus unterschiedlichen Disziplinen sprechen über die wechselhafte Geschichte der Donau, ihre industrielle Nutzung im Lauf der Zeit, sowie deren Einfluss auf Umwelt und Gesellschaft. Herwig Turk im Gespräch mit der Künstlerin Wiltrud Hackl, der Kulturwissenschaftlerin Julia Grillmayr und dem Umwelthistoriker Georg Stöger.

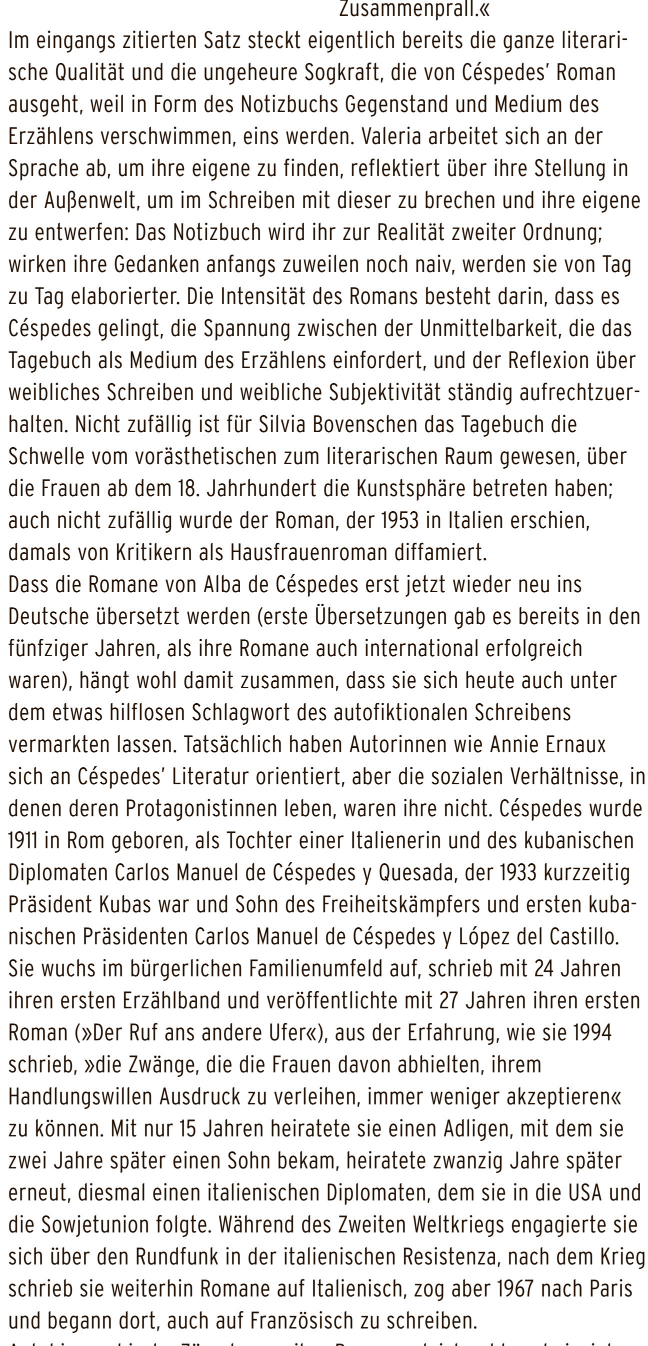
Termin / Ort - tba
Live-Diskussion auf dem Wasser: Donau, Inseln, Transformation und Autonomie
Initiativen und Künstler*innen, die sich in ihren Projekten mit der Donau beschäftigen, sprechen auf einem Schiff über ihre Arbeit.

Teilnehmer*innen: Stadtwerkstatt Linz (86 Meter Donauufer, Deckdock, Tanja Brandmayr); Herwig Turk & Gebhard Sengmüller (Donau:Insel); Leo Schatzl (Floating Village); Julia Grillmayr, Christina Gruber und Sophia Rut (Lobau Listening Comprehensions); Messschiff Eleonore (Franz Xaver, Jan-Nahuel Jenny); time's up (New New Atlantis); Christoph Wiesmayr (Schwemmland); Wiltrud Hackl (Wasserfrauen).
Zu sehen auf: *dorftv.at*

Ein Zimmer für sich allein

Robin Becker über zwei unlängst in neuer Übersetzung erschienene Bücher der kubanisch-italienischen Schriftstellerin, Journalistin und Widerstandskämpferin Alba de Céspedes.

Es ist ein Satz von eindringlicher Einfachheit, mit dem Alba de Céspedes ihren als Tagebuch konzipierten Roman »Das verbotene Notizbuch« beginnt: »Es war ein Fehler, dieses Heft zu kaufen, ein schlimmer Fehler«, notiert Valeria vierzehn Tage nach dessen Kauf in ebenjenes Heft, das ihr fortan als Tagebuch dient. Ihr erster Eintrag, der zunächst nur ihre Schuldgefühle für ihre Familie zum Ausdruck bringt, die sie seit dem Kauf plagen, kündigt schon ein Unheil an, das Valeria durch das Schreiben heraufbeschwört. Denn verboten ist das Notizbuch nicht bloß, weil sie es an einem Sonntag in einem Tabakladen kauft und an einem Polizisten vorbeischmuggeln muss, der darüber wacht, dass am Tag des Herrn – eigentlich möchte sie Zigaretten für ihren Mann kaufen – nur Tabak verkauft wird, sondern vor allem, weil ihr als Ehefrau, Mutter und Büroangestellte zu Beginn der fünfziger Jahre die Freiheit des Schreibens eigentlich versagt ist.
Valeria, 43 Jahre alt, lebt mit ihrem Ehemann Michele, mit dem sie seit 23 Jahren verheiratet ist, sowie ihren Kindern Riccardo und Mirella, die beide Jura studieren, in kleinbürgerlich einfachen Verhältnissen in Rom. Das Einkommen ihres Mannes reicht für die Familie nicht aus, weshalb Valeria, für die damalige Zeit eher außergewöhnlich, neben ihrer Arbeit als Hausfrau einer Bürotätigkeit nachgeht. Während ihr die Arbeit eine Distanz und Freiheit von den Haushaltspflichten gestattet, beginnt sie durch das heimliche Schreiben im Tagebuch, das sie vor ihrer Familie versteckt, jene Distanz auch in den eigenen vier Wänden einzuziehen, die auf sie zunehmend einengend wirken.
Programmatisch für den gesamten Tagebuchroman und in Anlehnung an Virginia Woolfs berühmtesten Essay, schreibt Valeria, ohne dass sie von der Schriftstellerin wusste, sie wünsche sich ein Zimmer für sich allein. Denn die Enge ihres Daseins erfährt sie recht eigentlich erst durch das nächtliche Schreiben, wenn ihr darin plötzlich etwa aufgeht, dass Michele sie schon seit Jahren nicht mehr beim Namen, sondern, wie ihre Kinder, nur noch »Mama« nennt.
Ihr Tagebuch schreibt sie über mehrere Monate, von November 1950 bis Mai 1951, oftmals liegen mehrere Tage zwischen den einzelnen Einträgen, in denen Valeria ihre Rolle als Ehefrau und Mutter reflektiert und hinterfragt. Durch das Schreiben scheint sie ein Bewusstsein ihrer selbst zu gewinnen, das sie zuvor nicht hatte, und durch dieses Bewusstsein wiederum die Möglichkeit zu erahnen, dass sie aus jener Enge ausbrechen könnte. Sie beginnt, auch samstags ins Büro zu gehen, nicht nur, um sich den eigenen Raum zu nehmen, der ihr zu Hause besonders am Wochenende fehlt, sondern auch, weil sie Gefühle für ihren Vorgesetzten Guido entwickelt. In ihr Notizbuch schreibt sie: »Hätte ich damals das Heft nicht gekauft, hätte ich Guido ebensowenig wahrgenommen wie mich selbst.« Und weiter: »Die Möglichkeit, sich nicht zu fügen. Das ist es, was alles verändert hat, zwischen Eltern und Kindern und auch zwischen Mann und Frau.«
Während ihre Mutter ihr Vorwürfe macht, dass sie überhaupt arbeiten geht und partiell eine finanzielle Unabhängigkeit von ihrem Mann genießt, ist auch Valeria nicht frei von patriarchalen Rollenbildern, gegen die sie doch ankämpft. Die Selbstständigkeit ihrer Tochter, die bereits früh neben dem Studium in einer Kanzlei arbeitet, um der für sie später vorgesehenen Rolle als Frau zu entkommen, ist auch Valerias innerster Wunsch, den sie sich aber kaum zu denken traut und ihn deshalb bei der Tochter immer wieder harsch als naiv zurückweist. An ihrer Mutter und ihrer Tochter spürt Valeria den Generationenkonflikt, in dessen Mitte sie steht: »Die eine ist mit der alten Zeit untergegangen, die andere ist daraus geboren. In mir prallen diese beiden Welten aufeinander, lassen mich aufstöhnen. Vielleicht fühlte ich mich deshalb oft, als hätte ich keinerlei festen Bestand. Vielleicht bin ich nur dieser Übergang, dieser Zusammenprall.«



Alba de Céspedes (ca. 1965)

Im eingangs zitierten Satz steckt eigentlich bereits die ganze literarische Qualität und die ungeheure Sogkraft, die von Céspedes' Roman ausgeht, weil in Form des Notizbuchs Gegenstand und Medium des Erzählens verschwimmen, eins werden. Valeria arbeitet sich an der Sprache ab, um ihre eigene zu finden, reflektiert über ihre Stellung in der Außenwelt, um im Schreiben mit dieser zu brechen und ihre eigene zu entwerfen: Das Notizbuch wird ihr zur Realität zweiter Ordnung; wirken ihre Gedanken anfangs zuweilen noch naiv, werden sie von Tag zu Tag elaborierter. Die Intensität des Romans besteht darin, dass es Céspedes gelingt, die Spannung zwischen der Unmittelbarkeit, die das Tagebuch als Medium des Erzählens einfordert, und der Reflexion über weibliches Schreiben und weibliche Subjektivität ständig aufrechtzuerhalten. Nicht zufällig ist für Silvia Bovenschen das Tagebuch die Schwelle vom vorästhetischen zum literarischen Raum gewesen, über die Frauen ab dem 18. Jahrhundert die Kunstsphäre betreten haben; auch nicht zufällig wurde der Roman, der 1953 in Italien erschien, damals von Kritikern als Hausfrauenroman diffamiert.
Dass die Romane von Alba de Céspedes erst jetzt wieder neu ins Deutsche übersetzt werden (erste Übersetzungen gab es bereits in den fünfziger Jahren, als ihre Romane auch international erfolgreich waren), hängt wohl damit zusammen, dass sie sich heute auch unter dem etwas hilflosen Schlagwort des autofiktionalen Schreibens vermarkten lassen. Tatsächlich haben Autorinnen wie Annie Ernaux sich an Céspedes' Literatur orientiert, aber die sozialen Verhältnisse, in denen deren Protagonistinnen leben, waren ihre nicht. Céspedes wurde 1911 in Rom geboren, als Tochter einer Italienerin und des kubanischen Diplomaten Carlos Manuel de Céspedes y Quesada, der 1933 kurzzeitig Präsident Kubas war und Sohn des Freiheitskämpfers und ersten kubanischen Präsidenten Carlos Manuel de Céspedes y López del Castillo. Sie wuchs im bürgerlichen Familienumfeld auf, schrieb mit 24 Jahren ihren ersten Erzählband und veröffentlichte mit 27 Jahren ihren ersten Roman (»Der Ruf ans andere Ufer«), aus der Erfahrung, wie sie 1994 schrieb, »die Zwänge, die die Frauen davon abhielten, ihrem Handlungswillen Ausdruck zu verleihen, immer weniger akzeptieren« zu können. Mit nur 15 Jahren heiratete sie einen Adligen, mit dem sie zwei Jahre später einen Sohn bekam, heiratete zwanzig Jahre später erneut, diesmal einen italienischen Diplomaten, dem sie in die USA und die Sowjetunion folgte. Während des Zweiten Weltkriegs engagierte sie sich über den Rundfunk in der italienischen Resistenza, nach dem Krieg schrieb sie weiterhin Romane auf Italienisch, zog aber 1967 nach Paris und begann dort, auch auf Französisch zu schreiben.
Autobiographische Züge tragen ihre Romane gleichwohl, so beispielsweise die Figur Alessandras im Roman »Aus ihrer Sicht«, der erst vergangenes Jahr in neuer Übersetzung wiederveröffentlicht wurde. Auch sie wächst wie Valeria in einfachen Verhältnissen in Rom auf, zieht nach dem Suizid ihrer Mutter, den diese als Konsequenz einer Affäre begeht, zu ihrer Verwandtschaft in die Abruzzen, weg von ihrem Vater, den sie für den Freitod der Mutter verantwortlich macht, kehrt jedoch nach Rom zurück, weil sie sich mit der Rolle als Hausfrau auf dem Land nicht abfindet, und lernt dort den antifaschistischen Philosophen Francesco kennen, in den sie sich verliebt. Während des Krieges, und das ist die biographische Analogie zu Céspedes, möchte sie im Widerstand gegen den italienischen und deutschen Faschismus aktiv werden, was Francesco ihr als Frau aber untersagt (Céspedes Radiokolumne in der Resistenza trug übrigens bereits den Namen des Romans »Dalla parte di lei«).
An »Das verbotene Notizbuch« und dessen Formgestaltung reicht der Roman »Aus ihrer Sicht«, an dem Céspedes zwischen 1945 und 1948 arbeitet und der 1949 erscheint, zwar nicht heran, aber die Thematisierung des Geschlechterverhältnisses konnte für die damalige Zeit fortschrittlicher kaum sein. Denn Alessandra, die leidenschaftlich Liebende, möchte sich weder mit dem einfachen Landleben ihrer weiblichen Verwandten arrangieren, die der Liebe entsagen, noch sich dem ehelichen Zwang beugen, der ihrer Mutter nur den Ausweg in den Tod lässt. Deren Begeisterung für Flauberts »Madame Bovary« kann sie kaum etwas abgewinnen, und doch schwebt die Drohung, die von den literarischen Frauenfiguren im Roman ausgeht – ihre Mutter begeht ihren Selbstmord im Bühnenkostüm von Ophelia, das sie wiederum von ihrer Mutter erbt –, auch über Alessandra.
In der Liebe zu Francesco, dem Partisanen und späteren Professor für Rechtsphilosophie, erfährt sie zunächst die Kraft der Liebe, die die konservativen Verhältnisse zu jener Zeit zu übersteigen vermöchte, doch auch für Alessandra wird die Ehe mit ihm schließlich zur einschnürenden Institution, die die Liebe zerstört. Sie verzweifelt an der wachsenden Kälte Francescos, an der »Mauer seiner Schultern, seines Rückens«, doch im Verlangen nach dem Ausbruch aus jener Institution wählt sie nicht den Weg ihrer Mutter, Bovarys oder Ophelias, sondern bringt ihren Ehemann, als sie nach dem Krieg auf ihre Rolle als Hausfrau zurückgeworfen wird, aus unerfüllter Liebe und Leidenschaft um. »Dieser Mord ist ein Akt des heroischen Widerstands gegen eine mörderische Institution, die Ehe«, schreibt Barbara Vinken im Nachwort zum Roman, und tatsächlich kann man Alessandras Tat als verspätete Teilnahme am Partisanenkampf lesen, an dem sie sich nicht beteiligen darf.
Denn die Befreiung, die vom Widerstand gegen den Faschismus ausgeht, bleibt für Alessandra nur unzureichend, wenn jene nicht auch die vom traditionellen Geschlechterverhältnis einschließt. Das ist gewissermaßen Céspedes' politische Botschaft, deren Realisierung ausbleibt. Am Ende des Romans leuchtet zwar die Utopie der romantischen Liebe, indem sich Alessandra nach ihrer Verurteilung im Gefängnis, das ihr zuvor die Ehe war, die anfängliche Zuneigung zu Francesco imaginiert, aber nur um den Preis, dass sie sich in der Realität nicht mehr erfüllen kann. Die Tragik des Schicksals indes ereilt auch Valeria am Ende des Romans »Das verbotene Notizbuch«. Weil sie die Konsequenzen der Emanzipation ahnt, die das Schreiben für sie bereithält, entscheidet sie sich, das Tagebuch zu verbrennen und beschließt es mit den Worten: »Dies wird die letzte Seite sein: Die folgenden werde ich nicht mehr beschreiben, und meine künftigen Tage werden sein wie sie, weiß, glatt und kalt. Von all dem, was ich in diesen Monaten gefühlt und gelebt habe, wird in wenigen Minuten nichts mehr übrig sein. Nichts als ein schwacher Brandgeruch in der Luft.«



Alba de Céspedes:
Aus ihrer Sicht. Aus dem Italienischen von Karin Krieger, mit einem Nachwort von Barbara Vinken.

Insel Verlag, Berlin 2023. 637 Seiten, 28 Euro.



Alba de Céspedes:
Das verbotene Notizbuch. Aus dem Italienischen von Verena von Koskull.

Insel Verlag, Berlin 2021. 302 Seiten, 24 Euro.

Robin Becker lebt in Berlin, promoviert an der Freien Universität und schreibt für verschiedene Zeitungen.

Das Höllenfürst Trio

Didi Bruckmayr über die Formation Breuer – Kern – Audiobomber.

Der Himmel ist kalt und still. Hoch darin stehen die Sterne, unnahbar und fern. Blicken teilnahmslos auf uns herab, auf das Chaos und den Müll. Mancherorts kaum sichtbar durch Smog und Lichtverschmutzung. Die Navigatoren orientieren sich an den Leitsternen. Die Unkundigen irren mit Google Maps solange umher, bis der Akku leer ist und die Finsternis sie verschlingt. Ist die Nacht klar, starren wir auf die Sternenbilder und den gekrümmten Raum. Wir verbinden Punkte zu Linien und Strukturen und weisen diesen Bedeutungen zu. Wir besingen den Mond und die Sterne. Der Trost sentimentaler Formen wärmt uns. In uns das Rauschen der Gedanken. Wir waten durch unseren geistigen Müll, um zu raren Momenten von Klarheit und innerer Stille zu kommen. Wir halten inne, bis Klingeltöne, Störgeräusche oder die Grunz- und Kreischlaute unserer Mitmenschen uns aufwecken.
Auch der Himmel ist vermüllt mit Raumsonden, Space Shuttles, Raumstationen, Raumsonden. Mit Satelliten für Beobachtung, Navigation, Kommunikation, Rundfunk, Spionage etc.. Mit Satellitenschrott, gefrorener Astronautenscheiße, Werkzeug, Küchenabfall, Elektroschrott. Gigantische Mengen von Datenmüll aus Überwachung, Kommunikation, Rundfunk und Militär wandern durch die Finsternis, bis sie von entnervten schwarzen Löchern in den Trash gezogen werden.

Auf der Erde füllt der Müll Deponien, Krater, Gräben, Löcher, Ritzen. Quillt aus Gefäßen, verdampft in Verbrennungsanlagen, flutet die Ozeane, kontaminiert als Giftmüll Umwelt, Lebewesen und Pflanzen. Um an dieser Welt oder am Leben gefallen zu finden, müssen wir den allgegenwärtigen Müll hinnehmen, zumal wir seine Urheber sind. Billige Massenprodukte, Abfall, Propaganda, Werbung, das »gesunde Volksempfinden« usw. bilden den



Bernhard Breuer

»natürlichen« Hintergrund unserer Wirklichkeit. Der Müll kann getrennt, verkauft und wiederverwertet werden. Er kehrt zurück als neues Massenprodukt und/oder als Kitsch. Als ein wenig zuviel von allem, das uns aber sofort mit großen warmen Gefühlen erfüllt, für die wir uns dann heimlich schämen.

Die Linzer Stadtwerkstatt präsentierte im September 2023 STWST 48x9 »Cold Heaven, 48 hours of immersive trash«. Wir produzieren eine alternative Wirklichkeit aus Kitsch und Müll, die wir affirmieren und mit der wir aktiv interagieren.
Für das Musikprogramm wurde von den Kuratoren eine abstruse Boygroup namens Breuer – Kern – Audiobomber konstruiert. Boygroups sind ein Produkt der Unterhaltungsindustrie mit kurzem Ablaufdatum. Vereinigungen von Sklaven oder Karrieristen mit dem alleinigen Ziel der Gewinnmaximierung, die bis zur Selbstaufgabe mit schlichten Botschaften, grellen Arrangements, großen Gesten und inbrünstigem Gesang an unseren großen Gefühlen rühren. Mit dem Auftreten von KI und Avataren werden echte Menschen zusehends obsolet. Menschen sind triebhaft, schwitzen, stinken, singen oder tanzen falsch, denken bisweilen und können es durch ihren Eigensinn niemals allen völlig recht machen. Im Gegensatz zu Models und Avataren, die mit den Daten von Milliarden Social Media- und Streaming-Profilen trainiert wurden und die Zielgruppen fehlerfrei, optimal und sauber beglücken.

Die Auswahl der genannten Herren war grundsätzlich einfach, handelte es sich doch um »local heroes«, die durch ihre jahrelange Arbeit als Musiker und Tontechniker auch internationale Reputation genießen. Allerdings operieren sie in kommerziellen Nischen, halten sich nobel im Hintergrund und kümmern sich nicht um Moden und Trends.

Gravitationszentrum des Trios ist der Audiobomber Alexander Jöchtl. Er ist der Mond mit Laptop und Mischpult, der bei »Cold Heaven« hoch am dunklen Himmel stand und um den zwei schlagwerkende Trabanten kreisten. Der voluminöse, stets schlampig gekleidete Glatzkopf mit den feinen Ohren ist versierter Tontechniker, der viele Jahre so unterschiedliche Projekte wie die Salzburger Festspiele, Attwenger, Hans Söllner oder Fuckhead betreute. Bei letzteren agierte er auch gravitätisch auf der Bühne als König, bis ihm der arg ramponierte, niemals gewaschene Königsmantel entwendet wurde. Enttäuscht von seinem diebischen Volk dankte der König ab. Als gefragter Mastering-Engineer rettet, poliert und optimiert er sorgfältig viele Produktionen in unterschiedlichsten Genres. Als vormaliger Gitarrist in Blues-, Rock- und Punk-Bands stellte er schon vor Jahrzehnten die Gitarren in die Ecke und verwendete fortan das Studio als Instrument. Seit Jahren produziert er dort als »Höllenfürst« finstere, verstörende Dark Ambient Music für Menschen, die gerne im Unbewussten verschlossene Schränke öffnen, um in den Akten des Verbotenen oder Verdrängten zu lesen. Nach einer längeren musikalischen Zwangspause, die er 2023 feinsinnigerweise am christlichen Feiertag Ostermontag beendete, richtete der Audiobomber in einer Garage beim Theater Phönix das Höllenfürst Studio ein. Er spitzte seine feinen Ohren, kalibrierte tagelang die Lautsprecher, präparierte mit geringen Mitteln den Raum und konstruierte dann aus einem Campingsessel und einem Möbelhund den legendären Audiobomber Regiesessel. Der gute Mann bewegt sich nicht unnötig, lieber hört er genau zu, bedient bedachtsam diverse Regler, verändert Parameter und wartet. Er hegt und pflegt die Audiosignale, schichtet und gruppiert mit seinen zahlreichen digitalen Helferlein - manche davon KI-trainiert – Klangflächen, Texturen und Lärm. Die Bässe massieren den Körper, die Drones fluten das Bewusstsein, kleine Melodien flackern auf. Die akustischen Ereignisse vollziehen sich langsam, die Klänge durchwandern gemächlich die dunklen Räume. KI-generierte Broken Beats torkeln vorbei. Durch endlose Effektschleifen gejagte Stimmen flüstern wirres Zeug. Kurze Zitate aus der Pop-Geschichte wie »Funky town« von Lipps Inc, Samples von Predigern aus Tiktok oder Youtube, sowie Found Audio Footage aus den kollektiven digitalen Datenbanken hallen geisterhaft im Kopf nach und verschwinden wieder ins Unbewusste. Dieser bisweilen störende, vermeintliche akustische Abfall erzwingt die Konzentration auf die eigentliche Musik. Der Müll kontaminiert das musikalische Konzept. Durch die kurze Irritation oder Erregung gelangt der Hörer zur Quintessenz, er kommt in seinen Himmel, wo Zeit und Raum praktisch suspendiert sind und die Transzendenz wirkt. Psychoakustische Phänomene wie der Shepard Tone oder der Haas Effekt verstärken die immersive Wirkung der Klanglandschaften. Zeit spielt immer eine untergeordnete Rolle, die Elemente geraten irgendwann in Bewegung und finden irgendwie ihren Platz. Es regieren der geschärfte Hörsinn und die Intuition. Eine Musik von dunkler Anmutung erklingt, welche tatsächlich hauptsächlich Nachts entstand, weil aufgrund der Hitze in der Garage schon bald an keine Arbeit bei hohem Sonnenstand zu denken war.
Und im Dämmerlicht schärft sich der Hörsinn, der Schlaf kommt irgendwann, der Hörsinn arbeitet aber immer weiter……und wenn die Vernunft schläft, so gebiert sie bisweilen Ungeheuer.
Auf der Bühne erweitern die zwei versierten Schlagzeuger Breuer und Kern diese Dark Ambient Music massiv. Durch sie wird der Puls der oszillierenden Bässe um komplexe rhythmische Strukturen erweitert. Die genannten ergänzen sich in jeder Hinsicht vortrefflich. Der introvertierte Bernhard Breuer studierte am Linzer Brucknerkonservatorium Jazz, reüssierte früh mit improvisatorischer und experimenteller Musik, gelangte

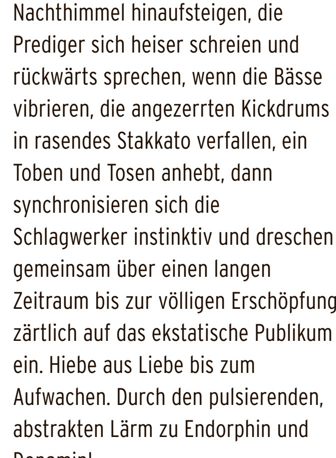


Alexander Jöchtl, Audiobomber

dann durch sein reduziertes maschinenhaftes Schlagzeugsspiel in der Minimal-Techno-Band Electro Guzzi zu internationaler Reputation. Er lebt ruhig im Kaff Ottensheim und konzentriert sich auf eine Handvoll Musikprojekte. Der Immerfroh Dieter Kern ist gelernter Automechaniker, der in seiner Jugend in einer Blasmusikkapelle spielte und sich später als variantenreicher und konditionsstarker Schlagzeuger mit der rasenden Doublebass in wüsten Noiserock Bands wie Bulbul, Pest und Fuckhead weltweit den Arsch abspielte oder denselben als Performance Artist nackt dem Publikum präsentierte. Konsequenterweise wurde er auf einem australischen Festival zum »Ass of the year« gekürt. Er lebt in Wien, ist als exzentrischer DJ und Performer aktiv und frönt als gefragter Drummer praktisch täglich in unterschiedlichen Besetzungen oder mit dem Keyboarder Philipp Quehenberger seiner Liebe zum Jazz. Beide Schlagzeuger gelten als umgängliche, einfühlsame, gewissenhafte und kreative Musiker, die in ihren Projekten Improvisation und Zuhören gelernt haben. Gemeinsam entwickeln sie über einen langen Zeitraum zunächst aus Schlagzeug-Geräuschen rhythmische Texturen, dann in weiterer Folge minimale, synkopierte Rhythmen. Diese verschieben, ergänzen oder verdichten sich zusehends, oder verlieren sich in Hall- und Delay-Räumen. Menschen und Maschinen interagieren durch Improvisation und Reflexion, die Urheber-schaft der Klänge wird zusehends unklar. In den Klangmassen werden mikrotonale Verschiebungen hör- und spürbar. Der Raum, die Dinge und die Körper absorbieren und reflektieren die vielfältigen akustischen Signale. Es entstehen Klangräume von großer Tiefe und beachtlicher immersiver Wirkung. Trio und Publikum fallen in lichte Trancezustände.
Das Trio probt nicht, weil hierfür Zeit, Raum und die Bereitschaft des Audiobombers fehlen. Ein Audiobomber übt nicht, sondern pocht auf das Recht auf Faulheit. Die Arbeit findet anlassbezogen im Kopf, in den Ohren und an den Reglern statt. Er macht rudimentäre Vorbereitungen, legt Sessions an, hört, improvisiert, mixt und prozessiert die Signale live. Als dezidierter Trash Fan wartet er regelmäßig mit kurzen ästhetischen und stilistischen Überraschungen auf, die jedoch rasch von den Drones überlagert werden. Und wir fragen uns, was wurde zitiert, wofür, wo bin ich? Die Schlagwerker reagieren, interagieren, improvisieren. Und wenn die Shepard tones erklingen, hoch in den Nachthimmel hinaufsteigen, die Prediger sich heiser schreien und rückwärts sprechen, wenn die Bässe vibrieren, die angezerrten Kickdrums in rasendes Stakkato verfallen, ein Toben und Tosen anhebt, dann synchronisieren sich die Schlagwerker instinktiv und dreschen gemeinsam über einen langen Zeitraum bis zur völligen Erschöpfung zärtlich auf das ekstatische Publikum ein. Hiebe aus Liebe bis zum Aufwachen. Durch den pulsierenden, abstrakten Lärm zu Endorphin und Dopamin!



Dieter Kern



Der umjubelte Auftritt des sinistren Trios findet nun im Rahmen des Stream Club Festivals im April 2024 eine Wiederholung. Im schwarzen Würfel der Stwst wird es wieder sehr heiß und feucht werden. Der Stream of unconsciousness wird fließen, die Zeit wird wieder mäandern. Wir werden nichts denken, nur fühlen. Und draußen vor der Tür unter dem schwarzen Himmel fließt weiterhin die Donau hin zum Schwarzen Meer.

Didi Bruckmayr ist Musiker und Performancekünstler (Fuckhead, Wipeout, Dr. Didi…), Amateurboxer und promovierter Handelswissenschafter.

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN MAERZ/APRIL/MAI

Aktuelle Infos auf club.stwst.at
Kunstevents auf events.stwst.at

Fr. 01.03.24 :: 20:30
The Lovecraft Sextet
doom, jazz

Sa. 02.03.24 :: 20:30
O WOW! Konzertabend
Turtlenecks &
soul lobster dj team

Fr. 08.03.24 :: 19:00
Feminist*innen lesen Feminist*innen
weltfrauentag

Sa. 09.03.24 :: 22:00
Caorli Saunaclub #2
dance, party

Fr. 15.03.24 :: 20:00
Indieverse 6.0: Elena Shirin + Vivin + Lizki
indie, pop, alternative

Sa. 16.03.24 :: 20:00
Paul Plut
singersongwriter

Fr. 22.03.24 :: 20:30
Djaro & die anonymen Melancholiker
linzer chanson

Sa. 23.03.24 :: 20:30
Aze the Band the Duo
alternative, pop

Fr. 29.03.24 :: 21:00
junq Noppenair WarmUp Qlash
pop, punk

Sa. 30.03.24 :: 21:00
shredfest
metal

Fr. 05.04.24 :: 21:30
DJ Marcelle
bass, electronic

Fr. 12.04.24 :: 21:00
Stream Club Day 1
beat, alternative, rock

Sa. 13.04.24 :: 21:00
Stream Club Day 2
hiphop, rap, urban

Fr. 19.04.24 :: 21:00
Average & Aist Conexion
hip hop, rap, pop

Sa. 20.04.24 :: 20:30
Schmack
jazz

Do. 25.04.24 :: 20:30
The Pioneers
rocksteady, reggae, ska

Fr. 26.04.24 :: 21:00
Hangover Society
punk

Di. 30.04.24 :: 22:00
Unity Dance
dancehall, reggae

Fr. 03.05.24 :: 22:00
Bass Invadaz
d'n'b

Do. 09. - Sa. 11.05.24
Amro Festival
future, art, nightline

Fr. 17.05.24 :: 20:30
Bellwitch
doom, metal

Sa. 18.05.24 :: 20:00
Indieverse
indie, pop, alternative

Fr. 24.05.24 :: 20:30
RuinsZu & Tumido
metal noise progressive

Sa. 25.05.24 :: 20:30
Sturmherta
sound, noise, beat

Fr. 31.05.24 :: 20:30
Mary Ochser & Your Government
avantgarde pop

Impressum versorgerin Nr. 0141 / märz 2024 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: sujet vom infoladen im conne island, blurred by versorgerin . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: oön druckzentrum gmbh & co kg . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**